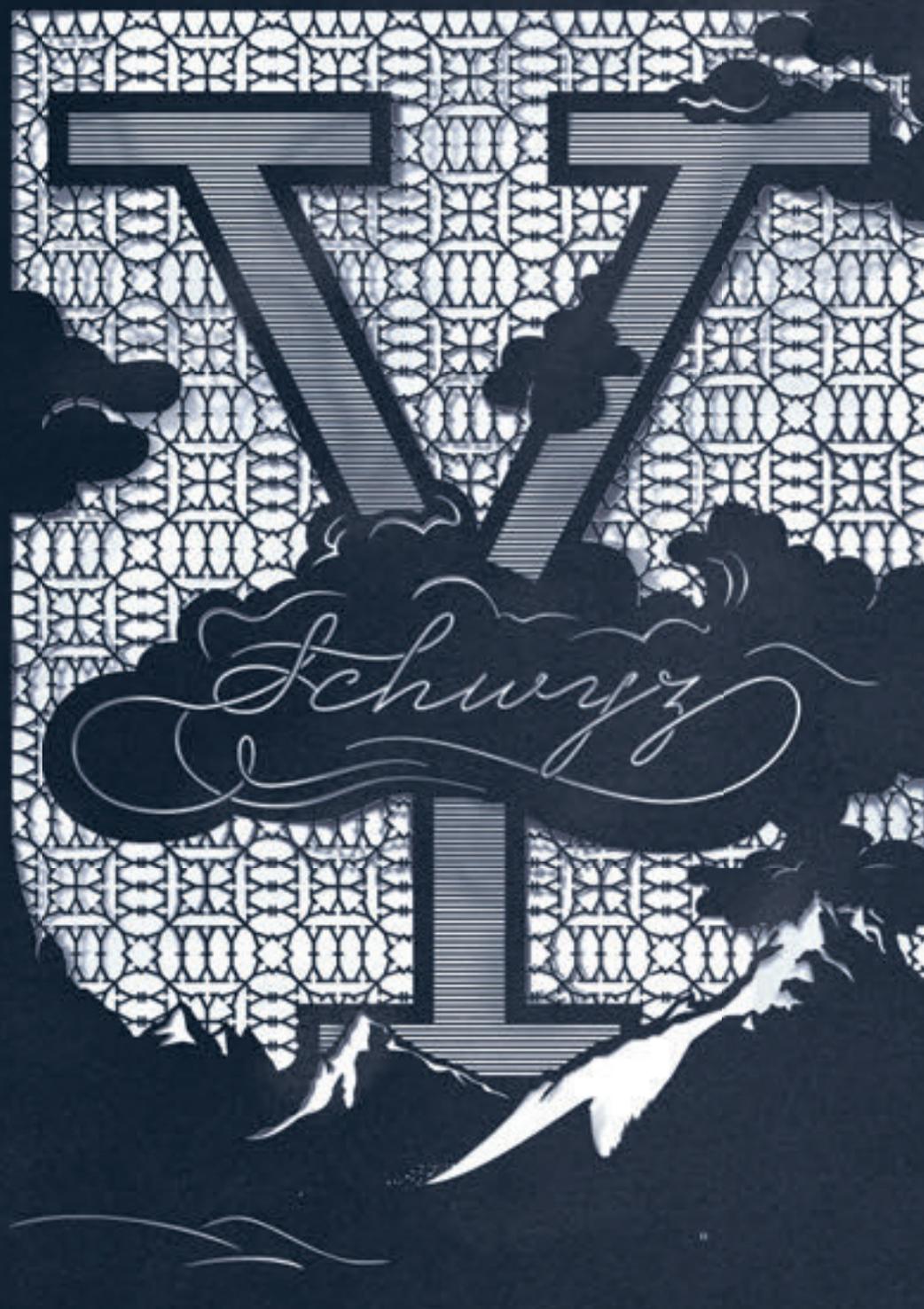
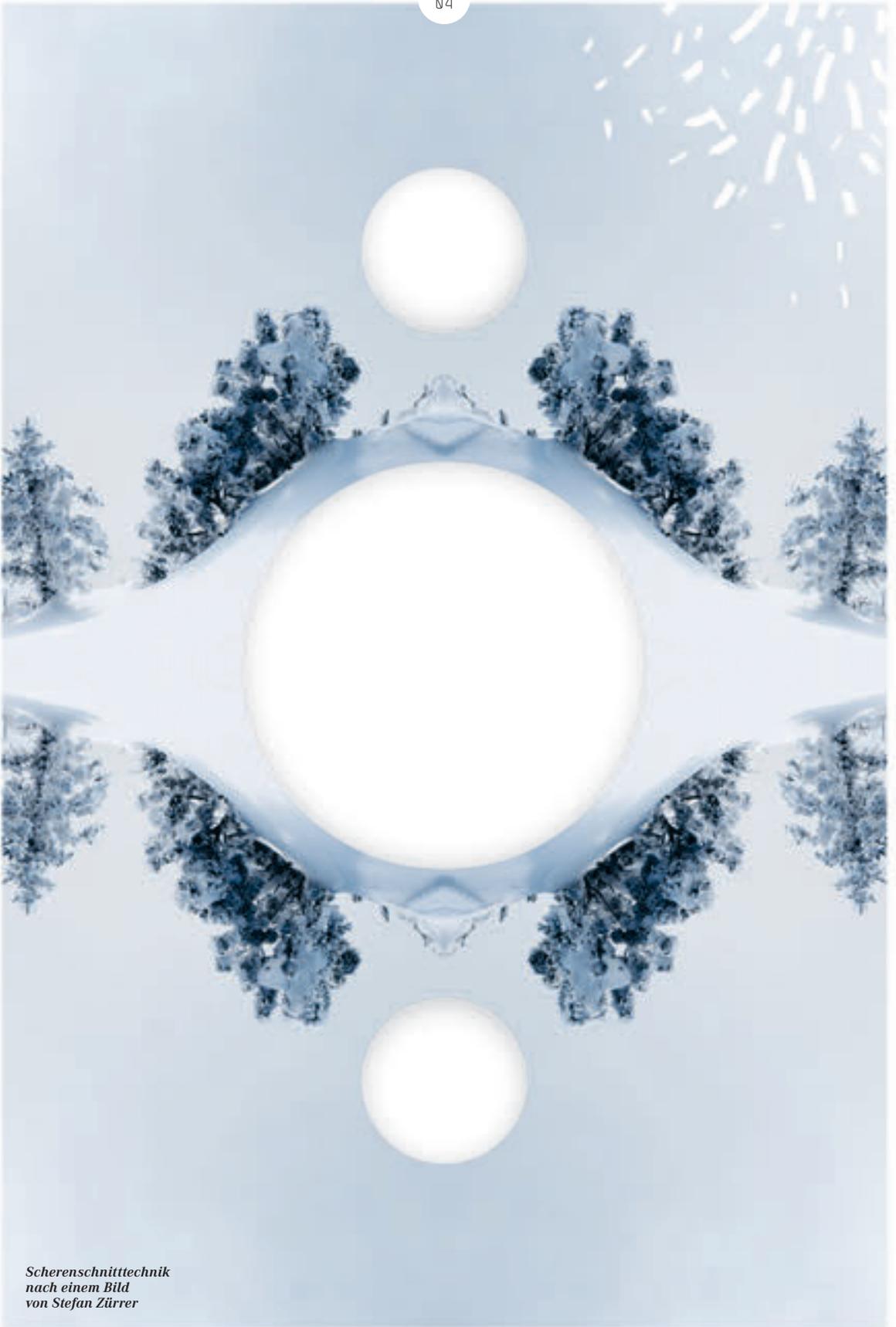




† Y-MAG - N° 07 - SCHWYZ †



Y
N° 07



*Scherenschnitttechnik
nach einem Bild
von Stefan Zürcher*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

In der Psychologie heisst die Zahl 7 “the magical number seven” – weil sie in unserer Vorstellungswelt eine besondere Bedeutung einnimmt. Mit dieser Ausgabe hat das Y-Mag die “magische Zahl 7” erreicht. Wir folgen weiter unserer Devise, den Kanton Schwyz als ein lebens- und liebenswertes Fleckchen Erde zu zeigen – dieses Mal in gnadenlosem Schwarzweiss.



Andreas Lukoschik

Die im Heft gezeigten Papierarbeiten kann man übrigens bei den Künstlern kaufen:
www.ernst-oppliger.ch
www.scherenschnitt-hauswirth.ch
www.bendixbauer.com

Der Grund liegt im Forum Schweizer Geschichte. Dort findet eine herausragende Scherenschnitt-Ausstellung statt, die uns inspiriert hat. Deshalb haben wir die beiden Schweizer Edelschneider Ueli Hauswirth (S. 40) und Ernst Oppliger (S. 11,14,34) gewinnen können, einen Teil unserer Illustrationen zu gestalten. Abgerundet durch den Berliner Bendix Bauer, der für viele internationale Modemagazine arbeitet.

Passend zur Scherenschnitt-Ausstellung haben wir ein Gespräch mit der Kuratorin geführt: Pia Schubiger.

In der weissen Jahreszeit muss man Schlitten fahren. Zum Beispiel mit den massgeschneiderten Rennschlitten von Jo Lindauer. Oder mit den Hundeschlitten in der “erlebniswelt muotathal”, die mit dem “Prix Montagne” ausgezeichnete Wintererlebnisse beschert. (Gratulation!)

Und auch unser Kantonesisch dreht sich um Schlitten – oder schwyzerisch “Mänerli”.

Wussten Sie übrigens, dass der kälteste Fleck der Schweiz im Kanton Schwyz liegt? In «Die Antarktis der Schweiz» erfahren Sie mehr darüber – und über einen ganz besonderen Weg dort hinauf.

In unsrer Serie “Dichter im Kanton” gibt’s eine Reportage von Max Frisch über »Schneefreude« am Stoons. Illustriert von Ernst Oppliger.

Das kalte Thema »Gletscher« nur noch im Namen trägt die Pfäffiker Rückversicherung »Glacier Re«, die erklärt, wo die wahren Risiken unserer Zeit liegen.

Und mit Kälte gar nichts mehr zu tun hat das Lachner Musikportal iGroove. Eher mit heissen Rhythmen – und fetten Erfolgen. Sie wurden nämlich beim »Swiss E-Commerce Award 2013« als »Best Newcomer« ausgezeichnet. Noch eine Gratulation.

Zu einer Institution der besonderen Art ist das »Theater Duo Fischbach« in Küssnacht geworden. Hier wird gelacht, dass die Wände wackeln. Aber niemals unter Niveau!

Besuchen sollte man unbedingt – und zwar je öfter je lieber – auch »Bürgi’s Burehof« in Euthal. Da läuft einem schon beim Lesen das Wasser im Mund zusammen. Und zwar zu Recht.

Zu Recht trafen wir auch – »das andere Y Magazin«. Es wird von der deutschen Bundeswehr herausgegeben – und hat uns sehr freundlich begrüsst. Dankenswerterweise ohne militärische Ehren.

Und last but not least schreibt Hans Steinegger, was es mit dem »Banne der zwölf Nächte« zwischen Weihnachten und Dreikönigen auf sich hat. Illustriert von Ueli Hauswirth. 🍷

INHALT

SCHWYZ

10 Die Kuratorin

Pia Schubiger über die Kunst des Scherenschnitts

14 Auf den Hund gekommen

Die Heinzerbrüder von der „erlebniswelt muotathal“

20 Der Kaiser-Rodler

Warum es mit Jo Lindauer am besten abwärts geht

24 Die Antarktis der Schweiz ...

...liegt in Schwyz

34 Schneefreude

Weshalb es Max Frisch auf dem Stoos so gut gefiel

38 Im Banne der zwölf Nächte

Die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigen hat es in sich

44 „Kantonesisches“

diesmal: „Männerli“

MARCH

48 „Fair Play“ mit iGroove

Da ist Musik drin – mitten in Lachen

EINSIEDELN

54 Sein Reden ist Silber, sein Kochen Gold

Werner Bürgi und sein 17-Punkte-„Burehof“

HÖFE

60 Vom Versichern der Versicherer

Rückversicherer Glacier Re und die wahren Risiken unserer Zeit

KÜSSNACHT

66 „Einzigartig“?

„Einzig“ – ja. Aber nicht „artig“!

Die Macher des „Theater Duo Fischbach“ übers ganze Theater

BERLIN

72 Das andere Y ...

... wird von der deutschen Bundeswehr herausgegeben

 WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE:
Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz
Bestellungen des Magazins bitte ebenfalls an diese Adresse richten.



IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Pia Schubiger, Jo Lindauer, Carlo und Beat Heinzer, Werner Kälin und Lorenz Schelbert, Max Frisch, Hans Steinegger, Nathalie Henseler, Werner Bürgi und Verena Kälin, Martin Kauer, Jeannette Tanner und Peter Freiburghaus, Dennis Hausammann, Moris Marchionna, Norbert Stäblein, Andreas Meyerhans, Franz-Xaver Risi sowie Gabriele Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler

FOTOS: Stefan Zürrer

LITHO: Sophia Plazotta, PX5, München

ILLUSTRATIONEN: Ernst Oppliger, Ueli Hauswirth, Bendix Bauer (Scherenschnitte) und Florian Fischer (Cover & Collagen)

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

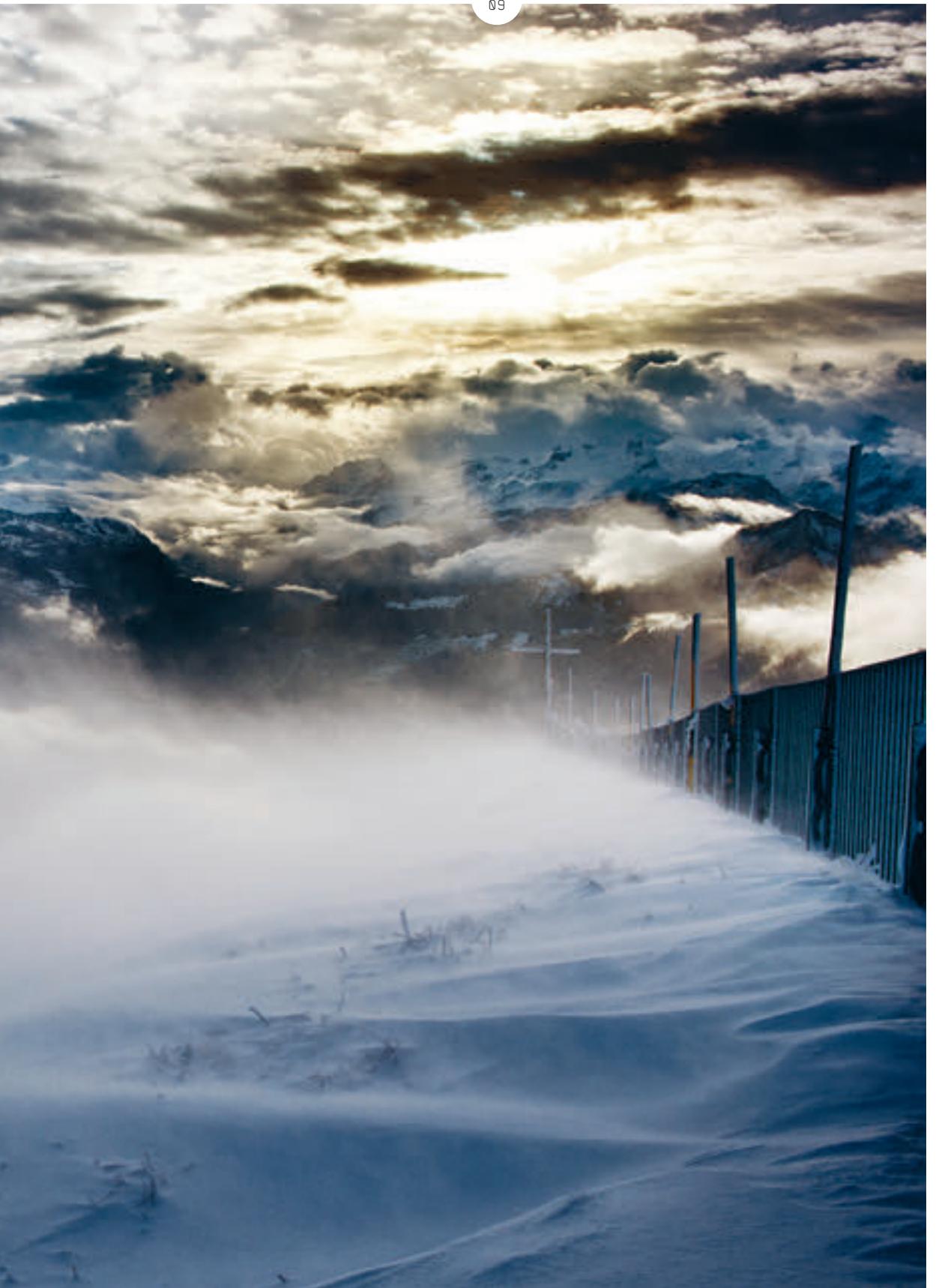
DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



*Scherschnitttechnik
nach einem Bild
von Stefan Zürker*

Schweyz

*Sturmumtoster Blick
von der Rigi
in Richtung Schwyz
FOTO: Stefan Zürrer*



D I E K U R A T O R I N

WIE DER SCHERENSCHNITT
INS SCHWEIZERISCHE
NATIONALMUSEUM VON
SCHWYZ KAM

von Andreas Lukoschik

Pia Schubiger kennt Schwyz schon aus der Zeit, als sie noch ins Kollegi ging. Aus einer Zeit also, als Jugendliche aus der ganzen Schweiz im Schwyzer Leben präsent waren. Heute sorgt sie dafür, dass viele Nicht-Schwyzler wieder hierher kommen. Und zwar ins Schweizerische Nationalmuseum auf der Hofmatt. Seitdem sie Kuratorin der Ausstellungen ist, hat sich die Zahl der Besucher verdoppelt. Das ist keine Magie, sondern hat etwas mit klug gemachten, interessanten Ausstellungen zu tun. Die bis heute beispielgebende „Sackmesser ausstellung“ war ihr erster Streich, gefolgt von der „Trachten-“ und später von der „Schlittenausstellung“.

Später steigerte sie sich als Kuratorin sogar noch mit der neuen Dauerausstellung „Entstehung Schweiz. Unterwegs vom 12. ins 14. Jahrhundert.“ Ein Erlebnisparcours, der in die Entstehung dessen einführt, was wir heute als Schweiz kennen. Das hat sie mit ihrer Mannschaft sinnlich, unterhaltsam und gleichzeitig lehrreich umgesetzt – und dafür zu Recht viel Lob und Zustimmung erfahren. Der aktuelle Scoop befasst sich mit – dem Scherenschnitt.

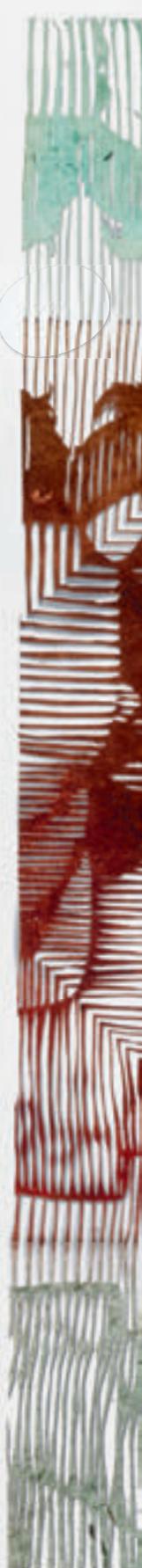
Viele werden vermuten, dass es sich dabei um eine typisch Schweizer Kunsthandlung handelt. Das ist nicht ganz falsch, weil der Scherenschnitt in der

Schweiz bis zum heutigen Tag in bemerkenswerter Qualität gepflegt – und weiterentwickelt wird. Ursprünglich war der Scherenschnitt jedoch in Nordchina beheimatet. Dort gab es eine Zeit, in der Fenster noch nicht mit Glasscheiben verschlossen wurden, sondern mit transparentem Papier. So konnte Licht einfallen, während der kalte Wind draussen blieb. Auf dieses Fensterpapier pflegten die Chinesen damals Scherenschnitte zu kleben – von ihren Lieben, der Natur oder „gar Schreckliches“, um Dämonen und anderen unliebsamen Besuch zu vertreiben.

Aber auch die hohe Kunst hat die Technik des Scherenschnitts aufgegriffen. Als Henri Matisse altersbedingt nicht mehr malen konnte, schnitt er Formen aus buntem Papier und klebte sie auf. Arbeiten, die heute die meisten von uns auf den ersten Blick als „Matisse“ erkennen. In jüngerer Zeit war es die amerikanische Künstlerin Kara Walker, die es mit Scherenschnitten über das Leben der Sklaven zu internationaler Anerkennung brachte und die ihr zum Durchbruch als Künstlerin verhalfen.

Jetzt findet also eine grosse Ausstellung im Haus des Schweizerischen Nationalmuseums in Schwyz dazu statt. Besser bekannt als „Forum Schweizer Geschichte Schwyz“. Anlass genug für das Y-Mag, die fantastische Gestaltungsform „Scherenschnitt“ für das Layout des aktuellen Magazins einzusetzen – und mit Pia Schubiger über die Ausstellung zu reden.

Die Kuratorin
Pia Schubiger.
Ein Papierschnitt
von Ernst Oppliger





? Frau Schubiger, wie haben Sie die Künstler ausgewählt, die in der Ausstellung gezeigt werden?

! Ich tue mich ein wenig schwer mit dem Ausdruck „Künstler“, weil alle von uns ausgestellten Scherenschneider nicht aus einer Kunstausbildung kommen – und die auch gar keine Künstler in diesem Sinne sein wollen. Sie sind stark geprägt vom Kunsthandwerk. Ihre Bewunderung respektive ihr Streben gilt der hohen Kunstfertigkeit, die für die Anfertigung filigranster Arbeiten notwendig ist. Sie alle sind in einem Verein zusammenschlossen – den „Freunden des Scherenschnitts“.

Viele von ihnen fertigen schon seit Jahrzehnten aktiv Papierarbeiten an. Die 6. Schweizerische Scherenschnittausstellung mit Arbeiten dieses Vereins wurde übrigens 2006 im Château de Prangins gezeigt; das ist ein Schwestermuseum unseres Hauses und liegt am Ufer des Genfer Sees. In dieser Ausstellung ging es schwerpunktmässig um die historischen Wurzeln des Scherenschnitts. Diese Ausstellung war ein Riesenerfolg – und damit war klar, dass bald wieder eine Ausstellung mit dieser lebendigen Ausdrucksform gemacht werden sollte. Und jetzt ist es soweit – bei uns.

? Was ist an dieser Ausstellung anders als in der im Château de Prangins?

! Der Gedanke bei unserer Ausstellung ist der Auftrag an die Mitglieder des Vereins gewesen, auf ausgewählte Scherenschnitte aus der Zeit zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert zurückzugreifen und dazu gestalterisch Stellung zu beziehen. Es ist also sozusagen ein Dialog über die Zeiten hinweg, in dem sich die gegenwärtigen Scherenschneider mit herausragenden Arbeiten der Vergangenheit auseinandersetzen. Die Ergebnisse dieses Wettbewerbs wurden von einer Jury bewertet. Von den zweihundert eingereichten Arbeiten stellen wir etwa die Hälfte hier bei uns aus.

? Sieht man die historischen Scherenschnitte auch?

! Ja natürlich. Die zehn historischen Scherenschnitte sind das Herzstück der Ausstellung, um die sich die Arbeiten der Zeitgenossen dialogisch gruppieren.

Neben „Scherenschnitten von Erwachsenen“ zeigen wir die von Kindern. Diese Arbeiten kommen aus dem „Archiv der Kinder- und Jugendzeichnung der Stiftung Pestalozzianum“ in Zürich. An diesen Arbeiten kann man sehr schön sehen, wie sich im Laufe der Zeit der Scherenschnitt in Richtung Collage öffnete und dann – in den 1960er Jahren – verebte. Danach wurden keine Scherenschnitte mehr angefertigt – wohl weil im Zeichenunterricht der Scherenschnitt nicht mehr praktiziert wurde.

Als drittes Element dieser Ausstellung sind wir eine Zusammenarbeit mit Franticek Klossner, einem Künstler aus der freien Szene, eingegangen, um die Szenografie – also die Inszenierung im Raum – passend zum Scherenschnitt-Thema zu gestalten. Damit wollten wir einen Akzent setzen, durch den der Besucher eine Brücke von der Alltagsrealität zu den Scherenschnitten findet – und wieder zurück. Das Ganze ist ein weiterer Dialog. In diesem Fall zwischen den zweidimensionalen Scherenschnitt-Arbeiten und der Gestaltung des dreidimensionalen Raums.

Es finden also mehrere Dialoge gleichzeitig statt: historische Scherenschnitte mit den zeitgenössischen, Erwachsenenarbeiten mit Kinderarbeiten, und die Welt der zweidimensionalen Scherenschnitte mit der Dreidimensionalität des Ausstellungsraumes.

? Lernt man vielleicht auch, Scherenschnitte zu machen?

! Absolut. Zur Idee dieser Ausstellung gehört auch, dass einige Mitglieder des Vereins hier im Museum Workshops anbieten und Interessierten zeigen, wie sie selber Scherenschnitte anfertigen können. Der Dialog wird also dadurch aus dem Museum hinausgetragen – zu den interessierten Besucherinnen und Besuchern hin. Wenn sie so wollen, ist das weniger ein konzeptioneller Dialog als vielmehr ein realer zwischen Menschen.

? Müssen die Scherenschnitte eigentlich immer schwarz auf weiss sein?

! Überhaupt nicht. Es KANN schwarz auf weiss sein. Es gibt aber auch weiss auf schwarz – also umgekehrt, was dem Geschnittenen etwas Leichtes, Beschwingtes ja sogar etwas von textiler Spitze gibt. Es kann aber auch ganz bunt zugehen.

Sowohl in der Wahl des Papiers – also zum Beispiel rot, wie es in Polen oder China gerne gemacht wird – als auch in der Kombination von verschiedenen Farbpapieren in einer Arbeit. Die Variationsbreite ist – wenn man sich näher mit dem Thema befasst – erstaunlich gross.

Im 19. Jahrhundert war es übrigens in der bürgerlichen Familie üblich, dass die Kinder und die Damen des Hauses Scherenschnitte anlegten. Das gehörte damals einfach zur Bildung dazu. Gleichzeitig verbreitete sich der Scherenschnitt aber auch auf dem Lande, wo ihn Bauern und einfache Arbeiter pflegten.

? Daher kommen sicherlich auch die vielen Silhouette-Porträts, die man so kennt.

! Ja, genau. Wir möchten in der Ausstellung auch jemanden zeitweise engagieren, der solche Silhouetten-Scherenschnitte von unseren Besuchern anfertigt. Denn das ist ja die eine Seite der Faszination: Man möchte sehen, wie es gemacht wird. Die andere Seite ist wie der Scherenschnitt wirkt: Das Zauberhafte, Magische mit diesem Licht- und Schattenspiel.

? Und damit die Praxis nicht zu kurz kommt!

! Ja, damit der Gegenwartsbezug sinnlich sichtbar wird – und man das Werk „getrost nach Hause tragen“ kann.

Eine deutsche Künstlerin – Lotte Reininger mit Namen – hat zum Beispiel in den 1920er und 1930er Jahren die Scherenschnitte von Anfang an als bewegte Spiele gesehen, die sie verfilmt hat. So hat sie zum Beispiel die Musik der Zauberflöte mit Scherenschnitten bebildert. Lotte Reininger hat damit die Brücke zu Schattenspielen geschlagen. Jean Renoir soll über sie gesagt haben: „Sie wurde mit zaubernden Händen geboren!“ Ich habe mir ihre Silhouettenfilme angeschaut und mir gesagt: Die muss auch in meiner Ausstellung vorkommen.

Sie sehen, die Wurzeln des Scherenschnittes sind tief und die Variationsbreite ist gross.

? Nach dem Besuch einer guten Ausstellung sieht man – wenn die Ausstellung wirklich

gut war – ja leicht die Welt mit anderen Augen. Ist es überspitzt, wenn man nach der Scherenschnitt-Ausstellung vielleicht sogar die Schweizer Fahne als Resultat eines Scherenschnitts sieht? Zum Beispiel als Weisschnitt auf rotem Grund?

! Eine lustige Idee – eine Scherenschnitt-Fahne! Wer weiss – das Kreuz ist ja nicht nur in der Längsachse symmetrisch, sondern auch in der Horizontalachse. Zumindest aus dieser Sicht würde es den Kriterien des traditionellen Scherenschnittes entsprechen. Ja warum nicht. Die Gedanken sind frei. (*lacht*)

? Wenn sie sagen „die Gedanken sind frei“ stellt sich die Frage: Wie finden Sie Ihre neuen Ideen für Ihre meist sehr erfolgreichen Ausstellungen?

! Ja, wie geht das Finden des Neuen vonstatten? Am Anfang stehen immer eine konkrete Idee und die Begeisterung für ein Thema beziehungsweise für das dazugehörige Objekt. Dann beginnt die Recherche. Einmal suche ich systematisch in Bibliotheken und im Netz, aber dann erzähle ich auch Bekannten und Freunden, Künstlerinnen und Künstlern von Themen, an denen ich arbeite, und da erzählt mir der eine etwas, was er ganz toll findet, und eine andere von Dingen, die sie dazu gesehen hat. Und dann gehe ich natürlich in Museen und schaue mir an, wie andere das Thema angegangen sind. So formt sich durch viele Quellen die Gestalt der Ausstellung.

? Sie leben ja sonst in Basel, der Kunststadt des Landes. Da ist es sicherlich hilfreich, bei diesem Findungsprozess in einem international angesehenen, kreativen Einzugsgebiet sich Impulse zu holen?

! Ja, das ist absolut hilfreich. Weil man da sehr schön aus dem Vollen schöpfen kann.

Aber Pia Schubiger schöpft nicht nur aus dem Vollen, sondern trifft – ganz wichtig – dabei auch den Nerv, wählt den richtigen Ton und zeigt auf raffinierte Weise das, was wir alle in einem Museum gerne sehen wollen. Das ist nicht unsere Meinung, sondern die Ursache für ihren Erfolg. Und der gibt bekanntlich Recht. 🍷



*In Papier geschnittene
Interpretation des Themas
von Ernst Oppliger auf einer
Fotografie von Stefan Zürrier*

AUF DEN HUND GEKOMMEN! UND WIE GUT...

WIE ES DIE MUOTATHALER
„HUSKY-LODGE“ UND IHRE
SCHNEE-SICHERE
„ERLEBNISWELT MUOTATHAL“
ZUM ERFOLG SCHAFFTE

von *Andreas Lukoschik*

Carlo Heinzer ist es als eidgenössisch diplomierter Bauleiter gewohnt, Neues zu schaffen. Was er allerdings vor 15 Jahren in Angriff nahm, verlangte besonders viel Zähigkeit und Ausdauer. Zumal es ihm anfangs nur Kopfschütteln einbrachte. Was von einem Projekt zu halten sei, das helfen sollte, mit Hunden Geld zu verdienen, fragten sich viele. Nicht als Züchter, sondern dadurch, dass die Tiere Schlitten ziehen – mit Menschen drauf! Ja richtig, Hunde hatten auch früher schon die Schlitten jener Muotathaler gezogen, die kein Geld für ein eigenes Pferd hatten. Aber das seien arme Leute gewesen. Wie wolle einer mit so einer Notlösung Geld verdienen? Undenkbar! Carlo Heinzer liess sich indes nicht beirren.

Gemeinsam mit drei Gleichgesinnten und den Krediten von einigen „Heimweh-Muotathalern“ – wie er sie nennt – machte er sich ans Werk.

„Fünf Jahre später,“ erzählt er bei einem doppelten Espresso im grosszügig und gemütlich eingerichteten Gasträum der „Husky-Lodge“, „als wir gelernt hatten, was wichtig ist für die Huskies und diejenigen, die am Hundeschlittenfahren interessiert sind, bauten wir die ersten Hüttli für unsere Gäste. Als die Bagger mit dem Ausheben für die Fundamente begannen und die ersten Schreiner mit dem Bau der Holzhütten anfangen, da wurden die anfänglich Skeptischen nachdenklich. Inzwischen wissen sie, Wertschöpfung gelingt nicht nur mit Maschinen, sondern auch mit Huskies. Und“ – ergänzt er – „die sind viel sympathischer.“

„Und lebendiger,“ setzt sein Bruder Beat mit einem Lausbubenlächeln noch einen drauf. Er war der erste Angestellte des Unternehmens. Heute leitet er als Geschäftsführer das operative Geschäft. Was nach mittlerweile 15 Jahren nicht nur profitabel ist, sondern einzigartig. Zwischen Ostsee und Mittelmeer, Atlantik und Russland gibt es kein gleichartiges Unternehmen.

Selbst den Vergleich mit den klassischen Schlittenhunde-Ländern Grönland, Schweden oder Kanada müssen die Muotathaler nicht scheuen, denn im hohen Norden ist das Gelände weit, flach und eintönig. Auf den Schwyzer Trails – im Muotatal, Bisistal und der Glattalp – fahren die Schlitten dagegen auf präparierten Pisten mitten in herrlichster Berglandschaft. Malerisch winden sich

die gespurten Trails zwischen den mit weissem Puderzucker bestreuten Bäumen hindurch und lassen – bei aller Konzentration, die die Fahrer auf das Fahren des Schlittens aufwenden müssen – die Herzen höher schlagen im Angesicht der reizvoll verschneiten, herrlichen Winterlandschaft.

Was mühsam begann, ist inzwischen ein echter Renner. Dass die Nachfrage nach Hundeschlittenfahrten so gross ist, liegt nicht allein an den Reizen der Muotataler Landschaft. Es sind vielmehr die Hunde, die das Erlebnis so einmalig machen. Angefangen hat es mit *Yuki* und *Tanika*, die aus Kanada mitgebracht worden waren. Sie sind die Ureltern der eigenen Muotathaler Huskyzucht, deren zutrauliche und sehr liebe Töchter und Söhne auf Namen hören wie *Yado*, *Mouluk*, *Nando* und *Lakota*.

Knapp vierzig Hunde sind es, die im Gehege der Husky-Lodge leben. Schön sauber ist es, geräumig und gepflegt. Und jede Hundefamilie hat ein eigenes Areal für sich. Denn: „Huskies sind Rudeltiere, die haben es nicht gerne, wenn sie allein sein müssen,“ erklärt Beat Heinzer. Genau so klingt es, wenn er zu den Zwingern kommt: Ein vielstimmiges Freudengeheul hebt an. Denn das Ober-Alpha-Tier – Beat Heinzer – ist da. Den müssen alle mit gerecktem Kopf und zum Himmel gewendeter Schnauze „besingen“. „Das ist ihre Begrüssung,“ muss er mir fast ins Ohr schreien und lacht dabei, während sich vor allem die jungen Tiere schwanzwedelnd ans Gitter drängeln, um ein paar Streicheleinheiten vom „Chef“ zu erheischen.

„Auf den Hund gekommen bin ich schon als Kind,“ fährt Carlo fort. „Seitdem hatte ich immer einen Hund an meiner Seite. Später dann beim Militär und beim SAC (*Schweizer Alpen Club*) war ich beim Lawinendienst Hundeführer und habe dort viel Wissenswertes gelernt, das man im Umgang mit diesen treuen und zuverlässigen Tieren wissen muss.“

Offenbar hat er das gut umgesetzt. Denn, wenn es darum geht, dass die Hunde vor einen Schlitten „dürfen“, macht sich aufgeregte Freude im Gehege breit. Es ist zu spüren, welchen Spass sie daran haben. Das teilt sich auch den Gästen mit, die jeden Vorbereitungsschritt mitmachen: Die Tiere aus dem Gehege herauslassen und sie an den ihnen zugeordneten Platz stellen – bis sie in Zweiergruppen in den jeweils bereitstehenden

Wagen geführt werden, mit dem sie – samt Schlitten – zu ihrem Einsatzort gefahren werden.

Dort heisst es dann unter Anleitung des Tourenleiters, den Schlitten mit einem Anker zu sichern, damit er nicht vom ersten Hund – sobald der im Geschirr ist – weggezogen wird. Danach geht es los: Vorneweg der Tourenleiter, die Gäste im Konvoi mit ihren Schlitten hinterdrein.

Der Tourenleiter hat sechs Hunde im Gepäck, Gäste nur jeweils vier. Alles andere macht das Lenken für Laien zu kompliziert. Je nach Grösse des Gastes sind die Hunde kräftig oder ruhig und erfahren.

Das Schöne am Schlittenerlebnis der Husky-Lodge ist: Auch „Anfänger“ können nach kurzer, intensiver Instruktionsphase schnell erfolgreich sein. Die Fahrten sind traumhaft schön. Wer einmal auf den Kufenenden eines Hundeschlittens stand und die Hunde vor sich laufen sah, weiss, weshalb die Husky-Lodge erst der Anfang des Gesamtkonzepts war. Fast jeden, der sich auf diese Weise den Wind um die Nase wehen liess, reizt es, weitere derartige Erfahrungen in dieser wunderbaren Landschaft zu machen. Was das betrifft, haben die Heinzers noch einiges „in petto“.

Zum Beispiel das Übernachten in Iglus. Die sind nicht vorgefertigt wie bei anderen Unternehmen, bei denen ein mit Gas gefüllter Ballon in Form einer Halbkugel mit Wasser übersprüht wird, bis sich eine Eiskruste darauf gebildet hat, die dann mit der Schneekanone „eingeschneit“ wird. Nein, nein. Im Muotathal geht's ehrlich zu. Da lernen Übernachtungswillige, aus Schnee Bausteine zu schneiden, die sie danach unter Anleitung zu einem Iglu zusammenbauen.

Fotografie von Stefan
Zürcher der Muotathaler
Schlittenhunde in
Aktion.





Husky und Schnee
FOTO: Stefan Zürer


 A vertical photograph of a waterfall, showing white water cascading over dark rocks. The image is partially obscured by text on the left side of the page.


**WEN KONKRETE EVENTS FÜR
EIN INDIVIDUELLES PROGRAMM
INTERESSIEREN, DER WENDE
SICH AN:**

www.erlebnisswelt.ch
 Tel.: 041 830 28 45

**WER DIE GUTE GASTHAUSKÜCHE
AUSPROBIEREN WILL, RESER-
VIERT EINEN TISCH UNTER:**

Tel.: 041 830 04 50

Auf den Boden solcher Schnee-
 behausungen wird sodann eine wär-
 mende Schutzfolie gelegt, ein *urchiges*
 Fell obendrauf und dann geht's ab –
 nein, noch nicht in den Thermoschlaf-
 sack, sondern zunächst in die Hütte.
 Denn Igluübernachtungen finden
 immer in der Nähe einer Berghütte
 statt. Das hat nicht nur hygienische
 Vorteile. Nach dem Iglubau lässt sich
 so ein zünftiges Käsefondue mit dem
 notwendigen Kirsch geniessen. Erst
 danach geht's dann in die Iglu.

Falls es dem einen oder der
 anderen des Nachts im Iglu zu kalt
 werden sollte, besteht die Möglichkeit
 in der geheizten Berghütte weiter-
 zuschlafen. Denn das Ganze soll auf
 keinen Fall in ein Überlebenstraining
 für Einzelkämpfer ausarten, sondern
 ein unvergesslicher Abend werden.
 Mit s c h ö n e n Erinnerungen.

Aufmerksame Leserinnen und
 Leser werden's schon bemerkt haben:
 Bei den Heinzers können sie vieles
 erleben, was sie sich als Kinder oder
 Jugendliche erträumt haben, aber aus
 verschiedenen Gründen nicht in die
 Tat umsetzen konnten. Gut: Nachho-

len lässt es sich nicht, weil die Vergangenheit eben
 vergangen ist. Aber man kann es *jetzt* erleben.
 Und unter kundiger Anleitung intensiv geniessen.

Die beiden Heinzers-Brüder haben als Kin-
 der und Jugendliche in den Wäldern des Muotatals
 all das ausgelebt. Sie haben es im Laufe der Zeit
 professionalisiert, um uns die Möglichkeit bieten
 zu können, die Abenteurerin, den Abenteurer in
 uns wieder zu wecken.

Weil das nicht nur im Winter schön ist,
 sondern auch in den anderen Jahreszeiten, haben
 die Heinzers das Wandern als Nächstes auf die
 Fahnen der „Erlebnisswelt“ geschrieben. Dazu
 haben sie die „Wanderakademie“ gegründet. Und
 für sie eine eigene Hütte errichtet. An der Aka-
 demie werden die Gäste in die Hintergründe des
 Wanderns eingeweiht. Manches davon wird die
 eine oder der andere möglicherweise bereits von
 den Eltern gehört haben. Anderes wird manchem
 und mancher neu sei.

Zum Beispiel das Thema „Wolkenbe-
 obachtung“ und was sich daraus auf die Wetter-
 entwicklung schliessen lässt; wie ein Rucksack
 richtig gepackt und wie eine Wanderung richtig
 geplant wird – und was Wanderer mitnehmen
 sollten. Gerade Städter gehen bisweilen blauäugig
 in die Landschaft hinaus und geraten dabei in
 Schwierigkeiten. Schwarzmalerei? Keineswegs:
 Die meisten Unfälle, die in Wäldern passieren,
 ereignen sich beim Wandern. Die meisten davon
 wären zu vermeiden gewesen, hätten er oder sie
 einige wichtige Regeln beachtet. „Wer's nicht glau-
 ben mag, gehe bei der nächsten Wanderung mal
 auf die Mythen – und achte dabei auf die Schuhe
 der 'Wandersleute',“ sagt Carlo Heinzer. „Da
 kommt man leicht ins Grübeln.“ Er weiss wovon er
 spricht – als ehemaliger Rettungshundeführer und
 Mitglied der Zentralschweizer Bergrettungskom-
 mission.

Am Ende eines jeden Besuchs der
 Husky-Lodge lohnt es sich, im Gasthaus der Lodge
 einzukehren – um dort erfolgreich bestandene
 Abenteuer zu feiern und über Erfahrungen und
 Erlebnisse zu berichten. Dazu liefert die Küche
 gute, herzhaft und feine Speisen. Nach dem einen
 oder anderen Weissen lässt sich das Erlebte später
 in einem der „Hüttli“, im Traum noch einmal vors
 innere Auge holen. Das gibt die Kraft, um am
 nächsten Tag neuen Abenteuern mutig ins Auge
 zu blicken. 🍷



D E R
K A I
S E R -
R O D
L E R

*Jo Lindauer - der
„Ferdinand Rodler“
der Schlittenbauer
Interpretiert von
Bendix Bauer*

MIT JO LINDAUER GEHT ES
ABWÄRTS – ABER RICHTIG!

von Andreas Lukoschik

So einer wie Jo Lindauer *muss* am Hang wohnen. Nicht so sehr wegen der Aussicht, die Normalsterbliche primär begeistert. Nein, Lindauer braucht das Gefälle für seine geschmeidigen Gleiter. Damit der Schnee, auf dem wir alle talwärts fahren, ihren Be-Sitzern optimalen Grund bietet – genau dahin zu rauschen, wohin sie steuern. Dabei brauchen seine Rodel nicht einmal starke Neigung, um richtig in Fahrt zu kommen. Wo andere still und starr auf der Stelle stehen, sind seine Rodel bereits flink unterwegs.

Ihr Erbauer ist so etwas wie der aufsteigende Star am Schweizer Rodlerhimmel. Dafür gibt es viele Gründe. Einer davon ist, dass Jo Lindauer immer neue Wege sucht. Wie bei seinem Hobby – dem Erkunden des Schwyzer „Höllochs“ viele hundert Meter unter der Erde. Dort unten ist er gerne, auf einem der (*bislang entdeckten*) 200 Kilometer Wege, die er mit Gleichgesinnten aus dem Dorfbach-Viertel erkundet.

„Manchmal tritt man als erster Mensch dort unten seinen Schuh in den Lehm der Jahrtausende. Das ist sehr eindrücklich.“ Sagt’s und schaut nachdenklich aus seinem sehr persönlich eingerichteten Wohnzimmer über die Weite des Talkessels von Schwyz, an dessen hinterem Ende der Vierwaldstättersee in stählernem Grau liegt. Eingezwängt zwischen weiss gepuderten Hängen unter einem grau marmorierten, schneeschwangeren Himmel.

Neue Wege sind sein Ding. Im Dunkel der Berge und – vor allem – im gleissenden Weiss der Schneehänge. Oben wie unten ist er ein Quereinsteiger, der gerade deswegen eingetretene Pfade verlässt und neues Terrain erkunden kann, weil er nicht Traditionen folgt, die besagen, „wie man etwas macht“, sondern umdenkt. Neu denkt. Unvoreingenommen ausprobiert.

Von Beruf ist er Schreiner – mit einer Leidenschaft für den Schnee. „Wissen Sie, ich

arbeite schon lange an meinen Rodeln, weil die meisten Menschen nur mit den starren Schlitten aus den 1920er Jahren über die Hänge schlitteln. Die ersten wurden damals in Davos gebaut – und sind nicht mehr besonders innovativ. Da etwas Neues zu schaffen, hat mich gereizt. Früher wurde ja auch das Heu auf Schlitten zu Tal gebracht. Die konnte man nicht einfach starr bauen, sonst wären die unten mit hoher Geschwindigkeit angekommen und am erstbesten Hindernis zerschellt. Also bereits die Alten mussten ihre Schlitten steuern. Das wollte ich auf heutige Rodel übersetzen. Inzwischen habe ich meine Rodel so weit entwickelt, dass man mit ihnen so geschmeidig fahren kann wie mit Carving-Ski.“

Das mögen manche zunächst nicht glauben. Aber wer sich seine Rennrodel genau anschaut, ahnt, dass er Recht hat.

Bei Lindauers Rodeln ist die ganze Konstruktion – also Sitzfläche und Kufen – miteinander elastisch verbunden. Das macht es möglich, den Rodel durch Gewichtsverlagerung zu steuern. Überdies stehen die Kufen geneigt zueinander und sind so angeordnet, dass die Hörner der Kufen (wie beim Reiten) mit den Beinen stärker oder schwächer angeedrückt werden können, wodurch sie sich am Ende entsprechend neigen. Zusätzlich gibt es ein Lenkseil, das an den Hörnern der Kufen befestigt ist. Dadurch ergeben sich vier Möglichkeiten der Steuerung – weil die Hände ebenfalls eingesetzt werden können.

Damit es nicht zu theoretisch klingt, hier ein konkretes Beispiel: Soll es in die Linkskurve gehen, zieht der Rodler das Lenkseil nach oben, drückt mit dem rechten Bein das rechte Horn nach innen, belastet durch Gewichtsverlagerung die rechte Kufe und – wenn er schon fortgeschritten und sicher ist – fasst mit der linken Hand in den Schnee. Das ergibt eine Art Zirkelwirkung – und schon kann man (wie beim Einkehrschwung) die Fahrt bremsen.

Das klingt kompliziert, unterscheidet sich indes nicht dramatisch von einer theoretischen Beschreibung des Skifahrens. Die hört sich ebenfalls kompliziert an. Dennoch weiss jeder: Skifahren muss man sich nicht anlesen, sondern „tun“. Beim Rodeln ist es nicht anders. Mit dem Unterschied: Skifahrer stehen, Rodler sitzen. Ganz kommod auf gespanntem Segeltuch, das federt die eine oder andere Unebenheit des Bodens ab.

Mit ihm lässt sich gut Schlittenfahren

Natürlich hat Jo Lindauer, der selber gerne Ski fährt, bei seinen Entwicklungen die wesentliche Errungenschaft der Skitechnologie auf seine Rodel übertragen: Deren Kufen haben Kunststoffbeschichtungen. Und sie sind auswechselbar. Für unterschiedliche Schneebedingungen. Sowie für den Transport des Schlittens. Damit der unten immer schön glatt bleibt und die Kufen nicht verkratzen. Auf Wunsch sind sie sogar mit Stahlkanten zu haben. Damit nicht genug. Weil Jo Lindauer ein Perfektionist ist, ist er stets und ständig auf der Suche nach dem optimalen Rodel. Er kann nicht anders. „Dazu ist das Thema viel zu spannend,“ sagt er. „Am liebsten habe ich es, wenn Rodler aus Leidenschaft zu mir kommen und einen massgefertigten Rodel haben wollen. Da bekomme ich das Leuchten in die Augen.“

Bei unserem Besuch in seiner Werkstatt an der Klösterlistrasse in Schwyz stehen einige sehr unterschiedliche Modelle zum Abholen bereit. Nicht nur, dass die Sitzflächen unterschiedlich breit sind, auch die Neigung der Kufenspitzen nach innen haben völlig unterschiedliche Formen. „Da richte ich mich ganz nach den Wünschen meiner Kunden,“ sagt Lindauer. „Die erzählen mir, was sie wollen und ich versuche, dafür die Lösung zu finden.“ Da ist der Tüftler Jo Lindauer gefragt. Man darf ja nicht vergessen, dass die Schlitten nicht aus biegbarem Kunststoff sind, sondern aus Holz. Da braucht es für jede Rundung eine eigene Form. Aus Metall. Die ist der Ausgangspunkt. Hat er diese Form gemacht, werden dünne Holzstreifen der Kurvenform folgend hineingelegt und Holzschicht für Holzschicht beidseitig geleimt. Danach wird das Ganze mit Schraubzwingen zusammengepresst und unter Druck so lange trockengelassen, bis Leim und Holzschichten die gewünschte Form angenommen haben.

So entstehen die elegant gestreiften Schichtholzformen, die anschliessend nach allen Regeln der Schreinerkunst veredelt und poliert werden. So wird das Sitzgestell geformt und die

Kufenspitzen werden der Beinhaltung angepasst – und auch sonst alles getan, was der Kunde an Wünschen hat. Selbstverständlich gehören dazu ebenfalls Farb- und Materialwünsche für die Sitze. Wie beim Autokauf.

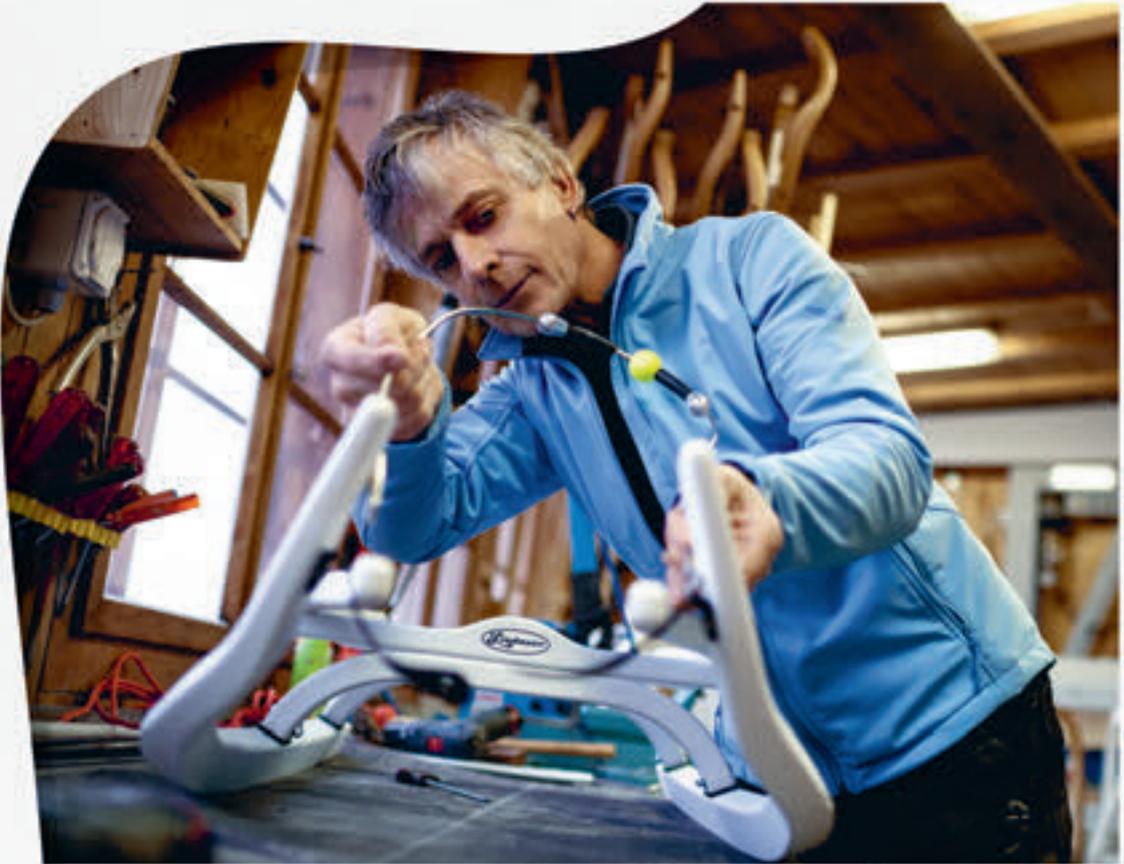
Am Ende fragt man sich, was so ein Kunstwerk kostet. Zumal es sich um eine Art Rolls Royce für den Schnee handelt. „Eher um einen Ferrari,“ korrigiert Jo Lindauer meinen Vergleich. „Wobei ich für den Bremsvorgang Schuhe mit Spikes empfehle. Ein Helm ist allerdings bei meinen Rodeln grundsätzlich Pflicht. Wo es wie geschmiert abwärts geht, darf die Sicherheit nicht auf der Strecke bleiben. Da kenne ich kein Pardon!“

Womit er Recht hat – und die Frage nach dem Preis elegant umkurvt. Er liegt aber für einen Rodel etwa auf der Höhe eines Paares guter Ski. Das ist – bei der Arbeit, die sich Lindauer damit macht – erstaunlich günstig. Zumal seine Rodel deutlich länger halten.

Nun baut er allerdings nicht nur diese Spezialodel, sondern auch die klassischen Familienschlitten. „Die sind immer noch der Einstieg – wenn der Vater mit dem Sohn schlitteln geht! Mein Ziel ist es, einen echten Rodelschlitten zu bauen, der sowohl durch eine flexible Struktur gut steuerbar ist als auch den Anforderungen als Familienschlitten genügt.“ Was auch immer die Lindauer-Werkstatt verlässt, es gilt: Alle gleitenden Untersätze – Rodel ebenso wie die klassischen Familienschlitten – sind von Lindauers Hand gefertigt. Von seiner und von der seiner Tochter Viola.

Die wird übrigens in Zukunft die Schreinererei fortführen. Sie könnte für einige interessante Entwicklungen gut sein. Denn: Ihr Hobby ist es, Autos zu tunen. Technischer Durchblick und Leidenschaft für Geschwindigkeit sind in ihr also für die Zukunft des Unternehmens bestens gesichert. Den Vater freut's. Und die junge Kundschaft auch.

Wer sich jetzt fragt, ob er sich einen solchen Rodel aus der Lindauer-Manufaktur zulegen soll, dem sei zu bedenken gegeben: Es hat ihn nicht jeder! 🍷



Jo Lindauer beim Finishing
 Darunter: Lindauers Spezial-
 leim wird aufgetragen und das
 Schichtholz mit mehreren Tonnen
 Druck in Form gebracht.

Vielleicht singen bald die Bayern
 „Ja, mir san mit 'm Rodel da!“
 Natürlich einem von Jo Lindauer!
 FOTOS: Stefan Zürrier

 JO LINDAUER
 Klösterlistr. 13
 6430 Schwyz

www.lindauerschlitten.ch



DIE ANTARKTIS DER SCHWEIZ...

... LIEGT IN SCHWYZ.
EIN GANZ BESONDERER
WEG FÜHRT DORTHIN.

von Andreas Lukoschik

Es ist acht Uhr, als wir durch Bisisthal hinauf zum Kraftwerk des „Elektrizitätswerks des Bezirks Schwyz“ fahren. Das ist als „ebs“ besser bekannt. Der Tag dämmert zaghaf. Im Winter wird es überall erst spät hell. Aber hier hinten – fast am Ende des Muotatals, wo die Berge Richtung Osten hoch sind – braucht die Sonne besonders lange, ehe sie über den Signalstock und Rot Nossen schauen kann, um die ersten wärmenden Strahlen ins Tal zu schicken.

Im Kraftwerk Bisisthal brennt Licht. Wir – der Y-Mag Fotograf Stefan Zürrer und der Autor dieser Zeilen – treten ein. Beide offen und bereit für eine Erfahrung der besonderen Art.



Im Schaltraum – der ein bisschen so aussieht wie die Zentrale des kasachischen Welt-raumbahnhofs Baikonur – empfängt uns Lorenz Schelbert mit einem strahlenden Lachen. Im Nachspann von Hollywoodfilmen gibt es eine Rubrik, die heisst „Best Boy“. Das ist meist der einzige Mensch in einer Crew, der alles, was andere nicht hinkriegen, hinbekommt. Lorenz Schelbert gehört eindeutig zur Gruppe der „Best Boys“ des Kraftwerks Bisisthal.

Wann immer es Probleme gibt – die treten bekanntermassen meistens dann auf, wenn alle anderen Fachleute gerade Freizeit haben, schlafen oder anderweitig im Einsatz sind – sind die „Best Boys“ zur Stelle. Logisch, dass sie gerne mit Spezialaufgaben betraut werden. Dazu gehört an diesem Tag für ihn, uns auf dem kürzest möglichen Weg zum kältesten Punkt der Schweiz zu bringen.

Der liegt – in Schwyz. Auf der Glattalp. „Best Boy“ Lorenz weiss, auf welchem besonderen Weg er uns dort hinbringen kann – durch den Bauch des Berges. „Per aspera ad astra“. Oder auf deutsch: „Über raue Pfade zu den Sternen“.

Zunächst einmal aber reicht er uns einen frisch gebrühten Kaffee. Das tut gut und hilft in den Tag. Als wir den Boden der Tassen sehen können, wird es schon ein bisschen heller – in unseren Köpfen und draussen im Tal.

Mit Schelberts Toyota Landcruiser, dessen Front ein veritabler Schneepflug ziert, geht es sodann weiter – zum ebs-Kraftwerk Sahli. Hier ist der frühe Morgen mit seinen minus 13 Grad für uns fürs Erste zu Ende.

Wir durchqueren jetzt die Turbinenhalle des Kraftwerks, in der sich erklären liesse, wie aus Wasser – nein, nicht Wein – Strom gemacht wird. Dadurch nämlich, dass es mit grosser Kraft aus den hochgelegenen Alpseen auf die Schaufelräder der Turbinen trifft. Doch das ist eine andere Geschichte und nicht unser heutiges Thema. Hinter der Turbinenhalle bekommen wir einen Helm für den Kopf, für die Augen eine Taschenlampe und für die Füsse Schneeschuhe – danach geht's los. Den Helm auf dem Kopf, die Lampe vor der Brust, die Schneeschuhe in der Hand passieren wir eine Stahltüre, hinter der sich ein langer, schnurgerader Tunnel auftut. Mit vereinzelt Lampen an der Decke und etlichen Pfützen auf dem Betonboden, in die von der Decke Wasser

tröpft. Den Gang müssen wir uns mit einem riesigen Rohr teilen. Durchmesser bestimmt 80 Zentimeter.

In gleichmässigem Schritt trotten wir über den nassen Betonboden. Einer nach dem anderen. Warm eingepackt, weil wir doch an den kältesten Punkt der Schweiz wollen. An dem ist am 7. Februar 1991 der schweizerische Minusrekord von 52,5 Grad gemessen worden. *Minus!* Hier drinnen ist es jedoch erstaunlich „warm“. Neun Grad. Plus! Und das nicht nur heute, sondern das ganze Jahr über. Mehr oder weniger konstant. Wir traben immer am Rohr entlang. Das endet an der Stelle, zu der wir wollen – auf der Glattalp. Bis dahin aber ist noch ein Stück Weg zurückzulegen. Vor allem in der Senkrechten. Jetzt allerdings erst einmal hundert Meter in der Waagrechten. Zweihundert Meter. Dreihundert Meter.

Auf den letzten Metern sehe ich das „blaue Wunder“, das uns das Erklimmen der Senkrechten abnehmen wird. Dies massgeschneiderte Spezialfahrzeug bewältigt eine Steigung von satten 43,5 Grad. Wer wissen will, wie steil das ist, zeichne ein Quadrat (einerlei wie gross) und ziehe eine Diagonale über zwei gegenüberliegende Ecken. Die so entstandene Diagonale hat eine Steigung von 45 Grad, also nur einen Tick mehr als das, was dieses spezielle Schienenfahrzeug gleich bewältigen wird. In nur 18 Minuten!

Der Wagen dieses ultrasteilen „Bähnli“ – wie „Best Boy“ Lorenz es liebevoll nennt – ist nichts für Leute mit blühender Fantasie. Bei denen melden sich bereits hier unten erste Katastrophenfantasien – vom Verlorengehen im schwarzen Nichts des Berges bis hin zum Absturz aus grosser Höhe. Denkbar, dass deswegen links neben der Bahn in einer kleinen Nische eine Statue der Heiligen Barbara, der Schutzheiligen der Bergleute, aufgestellt worden ist. Bergleute sind keine exotischen Spinner, sondern professionelle Realisten. Und so verbreitet Barbara eine wohlthuend ruhige Aura. Genau das ist der richtige Zustand, in dem man dieses „Bähnli“ besteigen sollte.

Der Wagen, für den wir uns klein machen müssen, bevor wir uns in ihn hineinschieben können (*was nicht einfach ist bei den vielen warmen Textilien, die wir anhaben*), hat – von der Seite

gesehen – die Form eines Parallelogramms mit zwei „Abteilen“. Jedes verfügt über eine Bank für zwei Personen. Das obere Abteil beginnt dort, wo die unten Sitzenden ihre Schultern haben. Klar – die „Abteile“ sind zu den Seiten offen. Sie haben immerhin ein Blechdach, das die „Reisenden“ vor dem allerorten mehr oder minder heftig aus dem Berg tropfenden Wasser schützt.

Nun denn, jetzt geht's also los. Fotograf und Autor sitzen auf der unteren Bank. Schliesslich wollen wir – je länger die Fahrt dauert und das „Bähnli“ immer neue Höhen erklimmt – in den dunklen Abgrund schauen. Selbst wenn wir wollten, könnten wir nicht anders. Denn wir fahren den Rücken voran den Berg hinauf und blicken so in die immer schwärzer werdende Tiefe. Leises Gruseln inbegriffen.

Mit sanftem Ruck setzt sich das Schienenfahrzeug behutsam in Bewegung. Nach fünf Metern legt es an Tempo zu und so rattern und klappern wir der Bergspitze entgegen. Das Rattern und Scheppern entsteht durch die Eisenräder, die über stählerne Schienen rollen. Und die liegen, wie sich denken lässt, nicht immer absolut plan auf dem Boden auf.

Das „Bähnli“ fährt brav parallel zur Druckleitung. Denn für Menschen ist der lichtlose

Tunnel natürlich nicht gebaut worden, sondern für das grosse Rohr, durch das das Wasser aus dem Glattalpsee talwärts in Richtung Turbinen rauscht.

Die Druckleitung besteht übrigens aus Einzelrohren mit einer Länge von je zehn Metern. Jedes Rohr trägt eine Nummer. Unten ist es die 103 und oben die Nummer fünf. Mit einem Blick nach links lässt sich so problemlos feststellen, wie viele Meter wir himmelwärts gezuckelt sind.

Nach den ersten hundert Metern Fahrt (*zehn Rohre*) – noch ist das Licht vom Anfang unserer Fahrtstrecke gut zu sehen, wobei die Faszination der immer schwärzer werdenden Tiefe vor uns stetig zunimmt – steigen die ersten sachlichen Fragen auf. Zum Beispiel, wie unser Wägelchen eigentlich angetrieben wird?

„Ein gut 1000 Meter langes Seil zieht es!“ lautet Schelberts Antwort. Aha. „Kann so ein Seil eigentlich auch reissen,“ will der neugierige Journalist wissen.

„Natürlich. Deshalb wird es in regelmässigen Zeitintervallen geröntgt und auf feinste Haarrisse und Ermüdungserscheinungen untersucht. Das letzte Mal erst vor ein paar Monaten, und in zwei Monaten wird das Seil durch ein ganz Neues ersetzt!“

*Die Reise durch den Berg.
Mit der Hl. Barbara und
den Gefährten „Bähnli“
oder „Blaues Wunder“
(MITTE) und der Diesel-
lok (OBEN).
FOTOS: Stefan Zürrer*





„So, so,“ hallt es im Kopf nach, „dann hängen wir jetzt also an einem alten!“ Laut frage ich: „Was passiert eigentlich, falls das Seil reißen sollte!“

„Best Boy“ Lorenz Schelbert weiss natürlich, was Journalisten mit solchen Fragen bezwecken: Sie wollen ein bisschen Katastrophen-Szenario recherchieren für die trockene Schreibearbeit in der warmen Redaktionsstube. „Tja,“ sagt er mit leichtem Grinsen, „dann brauchen Sie sich keine Sorgen mehr zu machen. Wenn das Seil reißt, dann entgleist der Wagen nach ein paar Metern und saust im freien Fall senkrecht runter. Das ist das Todesurteil für uns alle.“

Das lässt er erst einmal wirken und fährt nach einer kurzen Pause fort: „Aber das wird nicht passieren, denn auch diese kleine Bahn unterliegt den sehr strengen Prüfrichtlinien des IKSS (*Interkantonales Konkordat für Seilbahnen und Skilifte*). Und denen folgen wir hier drinnen genau so strikt wie die Seilbahnen draussen. Machen Sie sich also keine Sorgen.“ Gut, dann mache ich mir keine Gedanken mehr. Zumindest nicht dazu.

Die Röhrenzahl auf der Druckleitung zeigt mir indes an, dass uns das „Bähnli“ inzwischen zweihundertfünfzig Meter hinaufgezogen hat. Das bedeutet: zweihundertfünfzig Meter sind es bis nach unten. Aber ich traue ja der Sicherheit unseres fahrbaren Schienenuntersatzes. Deshalb rechne ich lieber zielorientiert: Noch siebenhundertfünfzig Meter bis nach oben. So klingt's gleich besser. Positiver.

Aber Fragen gibt es dennoch. Zum Beispiel: „Warum kommt hier eigentlich so viel Wasser aus dem Schiefer?“

„Die Glattalp ist ein Karstgebiet,“ erklärt „Best Boy“ Lorenz. „Das bedeutet, dass oben fast das gesamte Wasser versickert. Es gibt keinen Bach, der das Schmelzwasser von der Glattalp zu Tale befördert. Und auch nur ein Teil des Wassers bleibt im Glattalpsee. Die überwiegende Menge versickert im Fels. Und da wir hier mitten im Fels sind, sehen wir, wie das Wasser durch den Fels rinnt.“

Noch sechshundertfünfzig Meter.

„Das ebs,“ fährt Schelbert routiniert fort, „hat übrigens vor vielen Jahren versucht, den Glattalpsee abzudichten oder zu versiegeln, um dort oben mehr Wasser für die Stromerzeugung zu sammeln. Aber dieser Versuch war leider nicht von Erfolg gekrönt.“

Wir passieren eine grössere Nische, die aus der roh behauenen Schieferwand herausgebrochen zu sein scheint. „Das sind Schutznischen,“ erklärt Schelbert. „Die dienen den Arbeitern dazu, dass sie sich bei den Sprengungen vor den herabstürzenden Gesteinsmassen schützen konnten.“ Schluck!

Jeder, der zuhause schon einmal die Zimmerdecke gestrichen hat, weiss, wie anstrengend Überkopfarbeiten sind. Wenn man sich vorstellt, dass sich die Arbeiter eintausend Meter nach oben gewühlt haben – immer über Kopf arbeitend, dann bekommt man einen Eindruck davon, was für ein Knochenjob das gewesen ist!

„Ja, aber eine gute Winterarbeit,“ ergänzt unser „Best Boy“ meine Bemerkung ungerührt. „Zumindest hatte man ein Dach über dem Kopf.“

„Aber trocken war es trotzdem nicht,“ denke ich mir. Auf jeden Fall ohne ich, was hier

für eine Arbeitsleistung erbracht wurde, damit wir Bürger von Schwyz gemütlich zuhause sitzen können und Strom haben – was auch immer wir damit anstellen.

Noch vierhundert Meter.

„Wann ist der Tunnel eigentlich gebaut worden?“ – „1967/68.“

Dreihundertfünfzig Meter.

„An einigen Stellen ist die raue Schieferwand durch Spritzbeton überdeckt. Warum?“

„An diesen Stellen war der Schiefer zu locker. Deshalb wurden Eisenarmierungen in die Krümmung des Tunnels eingefügt und dann mit Spritzbeton fixiert.“

Die bogenförmigen Armierungen wirken wie die Knochen eines Wals. Ich fühle mich wie der biblische Jonas, der rückwärts immer weiter in den Bauch des Meeressäugers hineingezogen wird.

Noch zweihundert Meter.

Neben der Bahn verlaufen einige dicke Kabel. „Wozu sind die da?“

„Das ist die Stromversorgung samt Telefonleitung für das Restaurant und die SAC-Hütte auf der Glattalp. Das Glasfaserkabel daneben ist für die Bergstation des ebs. Wir haben dort oben nämlich eine Messstation und können durch dieses Kabel auch von dort die Druckleitung steuern. Das ist ein geschlossenes Intranet, damit niemand von aussen eindringen und die Steuerung der Stromversorgung manipulieren kann.“ Da sieht man's wieder, auch im Stollen zur Glattalp wird an Sicherheitsmassnahmen gegen Cyberwar-Attacken gedacht. Und da mache ich mir Gedanken über das Seil ...

Noch fünfzig Meter.

„Letzte Frage: Wie viele Meter Fels türmen sich eigentlich während der Fahrt über uns auf?“

„Gar nicht mal so viele. Zwischen zwanzig und fünfzig Metern!“



„Da fahren wir ja gar nicht einmal durch den Bauch des Berges,“ sage ich etwas enttäuscht, „sondern unter der Haut des Berges entlang.“

„Ja, das kann man so sagen,“ erwidert Lorenz – als das „Bähnli“ deutlich langsamer wird. Was das Zeichen dafür ist, dass wir oben angekommen sind. Die achtzehn Minuten dauernde Fahrt ist also am Ende. Ehrlich gesagt habe ich die Fahrdauer nicht bemerkt. Den Blick zurück in den nunmehr total schwarzen Tunnel unter uns spare ich mir für die Rückfahrt auf.

Wir klettern aus der Enge des „Bähnli“, steigen über die Druckleitung und gehen durch einen kurzen Stollen, der zu einem mannshohen Loch im Berg führt. Auf dem Weg dorthin ziehen uns wunderschöne Stalagmiten aus gefrorenem Wasser in ihren Bann. Zaubrerhafte Eissäulen, geformt aus den von der Stollendecke herabfallenden Tropfen, die sich auf dem eiskalten Betonboden des Stollens zu kindsgrossen Schachfiguren auftürmen. Zaubrerhaft.

Am Ende des Stollens, der durch ein Sperrgitter verschlossen ist, bietet sich ein Blick auf die Winterwelt des Bisistals. Siebenhundert-fünfzig Meter geht es vor uns senkrecht hinunter. So müssen sich Adler fühlen, wenn sie ihre Bahnen ziehen.

Nach diesem kurzen Blick in die Schönheit unserer Welt hinaus, geht es wieder in den Berg zurück. Wir besteigen ein Wägelchen, das mich an die Lore erinnert, in der Indiana Jones im „Tempel des Todes“ durch unterirdische Schächte donnert. Wir donnern ebenfalls durch den Berg, allerdings nicht, weil wir so schnell sind, sondern weil eine kleine Diesellokomotive uns mit grossem Getöse auf einer komplett horizontalen Strecke durch den Berg zieht. Wir haben die Höhe erreicht. Jetzt heisst es „nur“ noch bis zum Ausstieg auf die Glattalp zu fahren. Weiterhin nur begleitet von der Druckleitung zu unserer Rechten rumpeln wir gut zwei Kilometer durch den Berg. Am Ende heisst es, eine Treppe von 144 Stufen zu erklimmen, an deren oberem Ende eine Aluminiumluke das Ende der Treppe verschliesst. Als ob es dort oben auf einen Dachboden ginge. Und genau das tut es – wir sind auf dem Dachboden des Muotatals. Der stellt sich als eine gut aufgeräumte, helle Hütte des ebs vor, die mit elektronischen Messgeräten vollgestopft ist.

Als wir durch die Luke ins Helle geklettert sind und sie hinter uns verschliessen, öffnet Lorenz Schelbert, der jetzt vom „Best Boy“ zum Bergführer wird, die Stahltür nach draussen und wir schauen – auf eine Wand aus Schnee. Nur am oberen Ende blitzt ein Stück blauer Himmel durch. Das bedeutet, Schaufeln in die Hand zu nehmen und uns hinausschaukeln.

Je grösser das Loch wird, desto faszinierender ist der Blick hinaus. Eine atemberaubend weite, völlig unberührte Schneelandschaft – über der sich das makellose Dunkelblau eines wolkenlosen Himmels spannt – tut sich vor uns auf.

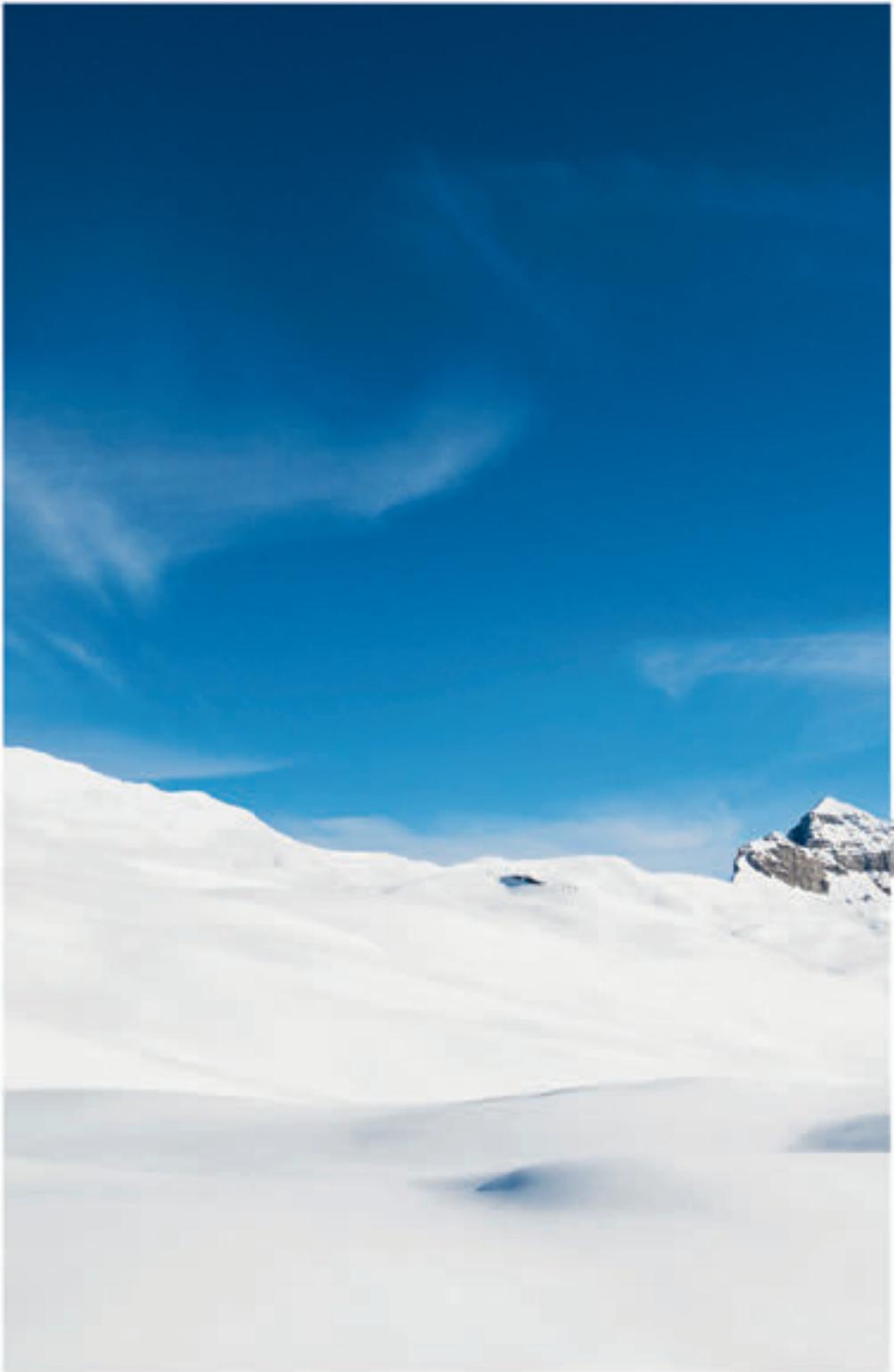
Ehrfurcht vor der Schönheit und Unberührtheit der Natur ergreift mich. Fast mag ich nicht hinaustreten und die jungfäuliche Schneelandschaft mit meinen Schneeschuhen zertrampeln. Aber Fotograf Stefan ist schwuppdwupp draussen – und fotografiert. Fotografen müssen das, anders können sie ihre beeindruckenden Fotos nicht schiessen, über die wir Schreiber nachher in dürren Worten berichten.

Nach kurzem Zögern erklimme auch ich den Weg hinaus. Und bin überwältigt. Wo gibt es denn sowas Herrliches? Hier. Mitten in Schwyz! Aus meiner Erinnerung tauchen Bilder aus der Antarktis auf, in der ich vor sieben Jahren war. Wenn ich beides miteinander vergleiche, kann ich ganz ehrlich feststellen: Die Glattalp so zu sehen wie jetzt, ist, als ob ich mitten in der Antarktis stünde. P h ä n o m e n a ! !

Behutsam, aber stetig stapfen wir mit den Schneeschuhen weiter. Ein Massstab schaut aus dem Schnee hervor. 2,75m liegt der Schnee hier hoch und wir marschieren oben drauf in Richtung Grat. In diesem Moment ruft uns Lorenz die momentane Aussentemperatur zu: minus 31 Grad. Respekt!

Und während wir an der Bergstation der Seilbahn vorbei zu einem Grat stapfen, um von dort oben ins Tal zu schauen, empfehle ich Ihnen, sich die Fotos von Stefan Zürer anzuschauen. Sie übertreiben nicht. Es hat tatsächlich so grossartig an diesem denkwürdigen Vormittag auf dem Dach des Muotatals ausgesehen.

(Jetzt folgen herrliche Fotos)





*LINKS: Chli Chilberg
OBEN: Blick vom Rand der
Glattalp Richtung Urner Berge
UNTEN: Die Wetterstation und
unser Aus- und Einstieg
in den Berg.
FOTOS: Stefan Zürrer*





*Die Glattalp in ihrer
weissen Schönheit,
wie sie nur wenige
erleben können.*

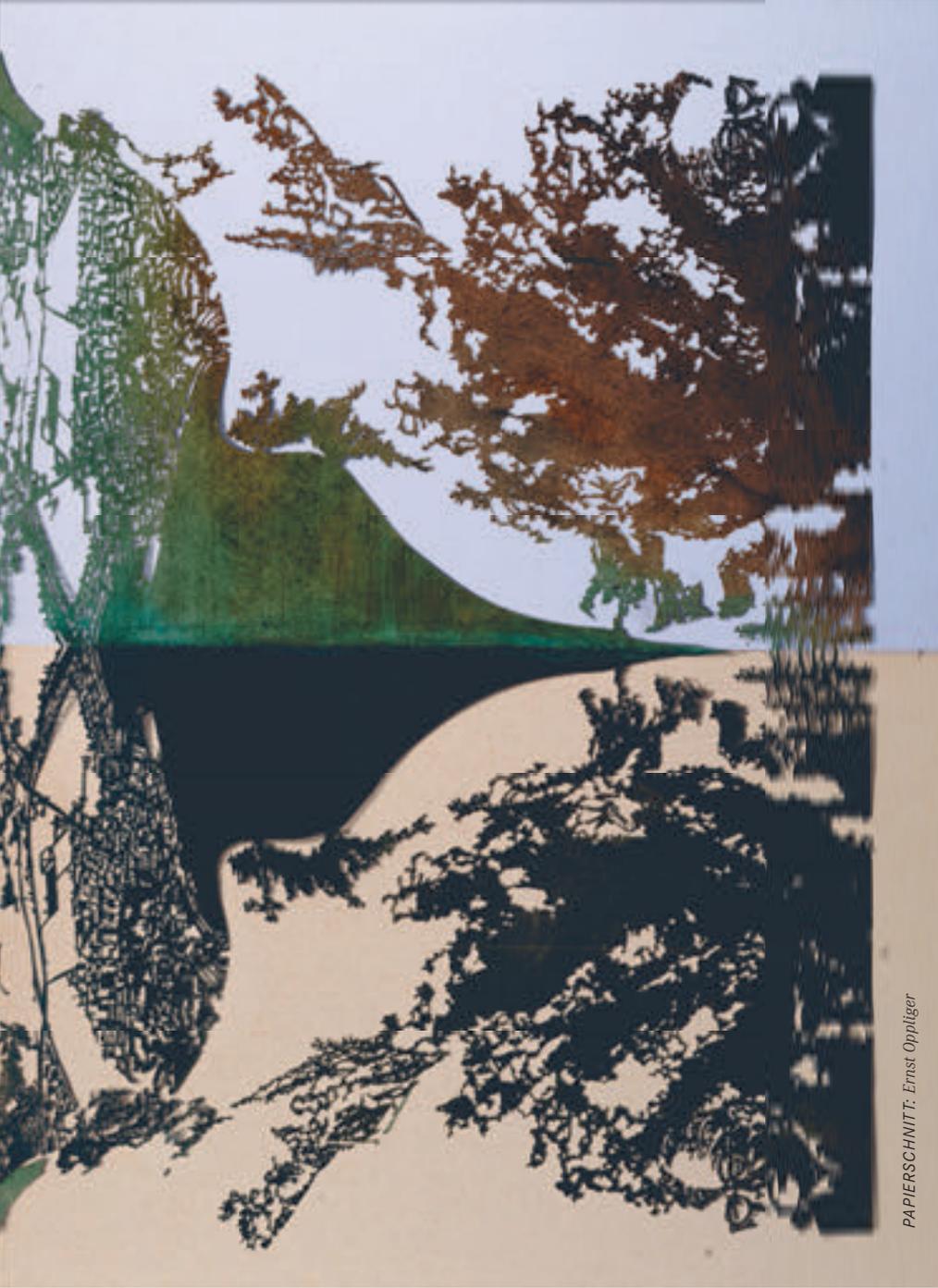
Irgendwann ist selbst ein so grandioser Vormittag zu Ende und wir müssen wieder in den Berg einfahren. So kehren wir, die wir diesen ungewöhnlichen Abstecher mit der unterirdischen Stollenbahn des ebs hinauf auf die Glattalp machen durften, verzaubert und voller Bilder einer beglückend schönen Natur zurück. Auf der Fahrt durch den Bauch des Berges redet denn auch keiner mehr von Katastrophen, sondern zehrt von den herrlichen Eindrücken auf dem Dach des Muotatals. Wen wundert's. 🍷

schwyz

SCHNEEFREUDE



Kanton



PAPIERSCHNITT: Ernst Oppliger

von Max Frisch

bewährte

Morgen

Manchmal, statt hinauszujuchzen in den Wintermorgen, was sich ein Erwachsener selbstverständlich nicht gestattet, schlägt man seinen Skistock gegen eine Tanne, damit ein solches Schneekissen zerplumpse und verstiebe in jenes Lichtrieseln, das dann eisig und glitzernd heruntersinkt. Man schlottert vor Lust. Und man steigt weiter, und der Schnee rutscht über die Bretter wie feiner und trockener Zucker, während man im Gleitschritt geht und sich die Bretterspritzen leise hineinsägen in dieses weiche Weiss. Wenn ein Wind heranstreicht und es aufweht, bekommt man eine frische Liebkosung übers Gesicht, sodass man rot wird und lachen muss. Dann schüttelt man sein Haar, das grauweiss geworden ist, und es pendeln lauter Perlen darin.

Es geht durch den Wald. Zwischen den Stämmen gibt es schräge Sonnenbäder. Mit jenen seltsamen und grellen Klecksen, wie wenn man malt und zuviel am Pinsel hat, sodass die Farbe heruntertriefte übers ganze Bild. Die Sonne strömt aus den Wäldern hernieder und übergesst diese Felder. Mit ihren hundert Hügelchen, die kantenlos ineinanderfliessen und sanft sind wie eine frauliche Handbewegung. Übrigens: Was auf diesen Tannenästen schwebt, sind keine Schneekissen, sondern ganze Bettdecken; und zwischen solchen blendenden Bettdecken und den schlanken Stämmen, die eine ruhige und wohltuende Ordnung hineinragen, ist der Himmel: ein makelloser Hinblauer.

Abfahrer

Einige fahren schon nieder? Weit oben entdeckt man gleitende Punkte. Man möchte sie mit Wanzen vergleichen, wenn man sich damit nicht selber übel beleumundete. Langsam bewegen sie sich über diese Hänge, die sich vergleichen dürfen mit Parseenn. Ein grosszügiges und schwungvolles Gelände. Bloss nicht jene Länge wie Parseenn. Dafür auch nicht jene Völkerfahrt. Und dafür manchmal ein Feld, wo man eine erste Spur ziehen darf.

Wahrhaftig: Einer kommt schon heran! Mit Schussfahrten, als hätte man ihm gemeldet, dass er erben könnte. Mit verrückten Schussfahrten, bei denen es so köstlich in die Brust greift, dass oft die Augen übergehen. In niedrigster Höhe kommt er. Rasch wachsend, als hätte ich mein Auge auf Zeitraffer eingestellt. Verschwunden ist er hinter einem Hügelchen. Und ich verschnaufe. Jetzt spritzt er hervor, aus einem Waldloch, spritzt wie ein Kirschstein aus dem Mund und flitzt vorüber. Und dann hat's ihn: eine Abkühlung. Habe ich doch gleich gesagt und steige weiter mit überlegener Miene.

Bis der andere kommt: Er kommt gelassener und kostet das Gelände aus. Dahin und dorthin. Er schlürft die Mulden geradezu aus mit seinen Schwüngen. Links und rechts, dass es nur so weisse Schleier stiebt, welche wieder verschweben und verglitzern. Und nun ruht er ein wenig: den Oberkörper vorgeneigt auf die zwei schrägen Skistöcke; auf einer Gratzunge hält er Ausschau

Man schüttelt die Bretter los und vergisst, sie fachmännisch einzustecken, läuft ans Geländewiedergefundenen Vierwaldstättersee. Schwarz liegt er im engen Fjord. Denn die Schattenform des Gebirges liegt über seiner Fläche. Und dort, wo die Sonne hinablangt, gibt es eine Flut von glitzernden Wellchen, von tanzender Sonnenspiegelung und zittrigem Silber. Seltsam wirkt es auf diesem tiefen Wasser, das wie Tinte daliegt.

Auf der Gegenseite kraxelt unser Blick wieder himmelhoch. Über Steilwälder und senkrechte Felsbänder dazwischen und bis zu diesen blendenden Schneewölbungen. Das sieht dann aus wie verwickelt. Es ist besonnener Harst am Uritrotstock. Anderswo scheint der Schnee mild: wie ein Hauch und rotgolden. Und wieder anderswo leblos und blass, wo bläuliche Schattenfinger hinabtasten und schliesslich knicken, wenn sie den See schlagen. Immer verweilt unser Blick auf diesem gespenstischen See. Und immer muss man ihn wieder losreissen und wandern lassen über diese Höhen: Über die Berner Alpen, die unwahrscheinlich zart sind im Fernschein, unwahrscheinlich schwebend über den Taldünsten und wie aus Goldstaub gebaut. Dann die Gipfel vom Gotthard und Tödi und Glärnisch. Und bis zum Säntis, wo der Himmel ist wie grünliches Glas. Man möchte mit dem Skistock dranklopfen, damit man sein feines Klingeln höre.

Übrigens: In dieser Wand, die vom Fronsalpstock abstürzt zur Axenstrasse, und wo zwischen Felsschnörkeln tollkühne Schneewech-

Schmal ist der Weg. Gerade für ein Paar: Und bloss an rutschgefährlichen Stellen zeigt es sich, dass Mann und Frau allein gehen müssen. Dann ist jedes auf sich selbst angewiesen, sobald es heikel wird. Ich spreche nicht vom Leben, sondern vom Weg zum Stoos.

Zwischen den Tannen, die emporpfählen aus der seitlichen Tiefe, stürzt unser Blick hinunter in eine ferne Ebene. Wie Streichholzschächtelchen sind die Gehöfte von Schwyz, und die Kirchtürme wie Wachskerzen. Sie haben keine Sonne. Über den Äckern, deren Schneedecke fadenscheinig ist und einiges Erdbraun durchlässt, hängt noch die steife Morgenkälte: Bläulich und glasig. Und nackte Bäume stehen zart und schwarz, als wären sie mit feinstem Tuschkpinsel hineingemalt.

Überraschend, indem sich eine Waldlichtung aufreißt, springt der Grosse Mythen aus diesem flachen Seetal. Seine Wände stehen goldrot und zeigen, wie die Sonne allmählich die Schatten herunterfrisst, während wir steigen und steigen.

Vom Stoos aus

Schön und schroff steht der Felsklotz, der sich Klingenstock nennt. Und irgendwo gibt es einen Schneeang, einen steilen und blanken Scheitel, und darin, kaum zu glauben, eine Spur: mit den geweiteten Mondspuren von vertriebenen Schwüngen, dazwischen die schlanke und schüssigen Geraden. Ein namenloser Slalom, hineingeschrieben in Sonne und Landschaft: Lernet Skifahren wie ich!

und merkt, dass es schöne Gebirge gibt ringsum. Bis sein Blick eine nächste schmissige Linie entdeckt hat: dann ein Stoss mit den Stöcken und Zusammenklappen in die Hocke: So nimmt es ihn hinunter und hinunter, links und rechts zwischen den Badewannen des Ersten hinunter. Auffedernd, wenn es eine Mulde gibt und ihm der Boden weg-sinkt unter den Brettern. Abfedernd, wenn es eine Welle gibt und ihm der Boden einen Stoss gibt, den er abfängt in den Knien. Immer eingehend und wie verwandt mit dem Gelände.

Gipfel

Bei Morschach sieht man den Vierwaldstättersee, verliert ihn bald aus dem Blick und nimmt ihn als grosses Versprechen mit, indem man sich gegen das Muotatal wendet. Vom Stoos aber steigt man in der herrlichen Riesennulde, deren Hänge herunterschwingen vom Hausstock und Klingenstock und Fronalpstock. Eine anmutige und geschlossene Kleinlandschaft genießt man im Aufstieg zum Fronalpstock, dessen grossartige Gipfelschau uns aufgespart bleibt bis zum allerletzten Schritt. Also ein spannender Aufstieg. Und wenn dann über dem weissen Grat, den man immer für den obersten hält, nicht abermals ein noch höherer aufleuchtet, sondern wenn es nun wirklich der oberste ist und unser Feld einfach aufhört in den Himmel hinaus, erlangt man den Gipfel: eine platte, auf der uns nun die ganze Herrlichkeit des Urnerlandes dargeboten wird.

ten kleben, entdeckt man eine Spur. Von einer Gämse. Manchmal ganz tiefe Löcher im Schnee, die dann bläulich schimmern. Und zugleich sieht man über dem waghalsigen Schneebändchen überall jene Rillen, wenn der Schnee herabrollte, den das Tier gelöst hatte beim Herausziehen seiner tief gesunkenen Füsse. Es ist die Spur einer Unglaublichkeit und die Erklärung mancher Lawine.

Man liegt nun auf dem Rücken, hemsärmelig. Man lässt das Licht um Arme und Gesicht schmeicheln. Mit geschlossenen Augen, während das Hirn allmählich entwickelt, was diese Augen soeben aufgenommen haben. Man hört bloss das Wachsen und Sinken seiner eigenen Brust. Einmal vielleicht ein Blechgeschirr, womit der Wind spielt, sodass man dennoch die Augen wieder aufschlagen muss: Es ist so unvorstellbar schön, dass unsere Erinnerung jedes Mal überboten wird von dieser wieder gesehenen Wirklichkeit. ♣



ERSTERSCHENUNGS:
Neue Zürcher Zeitung, 15.
Dezember 1933

Zitiert aus: „WINTERWANDERN,
GESCHICHTEN VON SCHNEE
UND EIS“,
herausgegeben von Emil Zopfi,
Unionsverlag 2011
Rietlerstrasse 18, 8027 Zürich

Mit freundlicher Genehmigung
des Max Fisch-Archivs, Zürich

IM BANNE DER ZWÖLF NÄCHTE

DIE ZEIT ZWISCHEN WEIHNACHTEN
UND DREIKÖNIGEN SPIEGELT BIS
HEUTE DEN MAGISCHEN VOLKS-
GLAUBEN VON DER MACHT DER
FINSTERNIS

von Hans Steinegger

In der nordisch-germanischen Mythologie braust Göttervater Wotan mit seinem wilden Heer in tollkühner Jagd durch dunkle Nächte. Das Heer des obersten Gottes bestand aus den Seelen seiner toten Spiessgesellen. Das „gemeine“ Volk hatte vor ihnen in gleichem Masse Furcht wie Ehrfurcht. Niemand wollte den Zorn dieser Geister erregen. Deshalb verzichteten die Lebenden in der „Jagdzeit“ des Götterchefs auf frohe Feste.

Geheimnis der rauen Nächte

Das Bild von der Jagd des wilden Heeres hat sich später auch im christlichen Volksglauben eingependelt. Es ist die magische Vorstellung von der Macht der Finsternis, übertragen auf mehrere Nächte um den Jahreswechsel. Je nach Region sind es zwischen drei und

zwölf Nächte, wobei deren vier als die wichtigsten gelten: Die Thomasnacht zur Wintersonnenwende (21./22. Dezember), der Heilige Abend (24./25. Dezember), Silvester (31. Dezember/1. Januar) und Dreikönigen (5./6. Dezember).

Der Ursprung dürfte in der Zeitrechnung nach einem Mondjahr begründet sein, das nur 354 Tage umfasste, das Sonnenjahr jedoch 365 Tage, also elf Tage beziehungsweise zwölf Nächte mehr zählte. Es waren gleichsam „Tage ausserhalb der Zeit“, welche die Gesetze der Natur ausser Kraft setzten. Entsprechend vielfältig sind überlieferte Vorstellungen in

der Sagenwelt zu finden, die sich bis heute als mythische und magische Rituale im Brauchtum erhalten haben. Im Kanton Schwyz sind es namentlich die zwölf Nächte zwischen Weihnachten (25. Dezember) und Dreikönige (6. Januar). Diese Zeitspanne trägt Namen wie *Zwölften*, *Raunächte* oder *Rauchnächte*, nicht zuletzt auch in Verbindung mit den *Lostagen*. Diese heute kaum mehr gängigen Bezeichnungen für die je sechs *rauen Nächte* vor und nach Neujahr deuten auf viel Geheimnisvolles hin. Allein die „Zwölf“ gilt als „erhabene“ oder „heilige“ Zahl, ob in Mathematik, Naturwissenschaft, Kultur, Mythologie oder Religion.

Wie allgemein im Alpenraum, so berichtet im späten 16. Jahrhundert auch der Luzerner Stadtschreiber Renward Cysat (1545-1614), dass das Wuotischeer bei den „Alten“ und beim „Pöbel“ noch grosse Achtung besass. Gemeint war in der Innerschweiz damit natürlich nichts anderes als *Wuotans Wildes Heer*. Weil der böse Geist wie eine Sturmwolke – einem Föhnsturm gleich – daher brauste, liess man die Scheunentore offen, damit der Luftstoss nichts zerstören konnte. Glücklicher, wer ein Hufeisen von Wotans Schimmel fand und dieses, mit der Öffnung nach oben, an die Türe nagelte: Nach dem Volksglauben verwehrt dieses heute noch gängige Glückssymbol den Dämonen den Zutritt!

Lostage orakeln das Wetter

Die zwölf Nächte galten einst, wie bereits erwähnt, sogar als sogenannte *Lostage*. Als Tage, die eine zukunftsweisende Bedeutung hatten und Vordeutungen ermöglichten. Das germanische Wort *losen* bedeutet denn auch weissagen, voraussagen oder zaubern. Dabei spielte das Wetter eine zentrale Rolle, sollte sich doch anhand der *Zwölften* die Witterung für das folgende Jahr bestimmen lassen. So stand jeder dieser zwölf Tage stellvertretend für den entsprechenden Monat. Dementsprechend orakelte die Wetterlage des ersten Tages das Wetter im Januar, der siebente Tag jenes im Juli. – Nicht genug dieser sonderbaren Orakel! Da berichten etwa Überlieferungen aus der Schwyzer Sagenwelt, dass auch die *Rose von Jericho* oder die Zwiebel „befragt“ wurden: Öffneten sich die Knollen an Weihnachten oder an Dreikönige, war es für das bevorstehende Jahr ein gutes Wetterzeichen oder umgekehrt eben ein schlechtes.

Hexe als Wotans Buhlerin

Sagenhaftes ist in der Innerschweiz auch von *Wotan* als Anführer des Totenheeres überliefert, jedoch unter dem Namen *Türst*. Er rauscht mit seinem *Wilden Heer* durch die Nacht, wobei er von seiner Buhlerin *Sträggele*, einer Hexengestalt, begleitet wird. Deren Bezeichnung ist nichts anderes als eine Umbildung des Dämonennamens *Schratt* oder *Schrättig*. Unter anderen Bezeichnungen ist die Hexe auch in den Schwyzer Sagen vertreten: In Steinen und Küssnacht ist es die *Pfaffenkellnerin*, die Köchin des Pfarrers, die mit ihren Schweinen die Steineraa zum Überlaufen bringt oder auf der Seebodenalp die Fluten des Alpsees aufpeitscht und mitten in einem Wasserschwall, auf einer Tanne reitend, auf Küssnacht

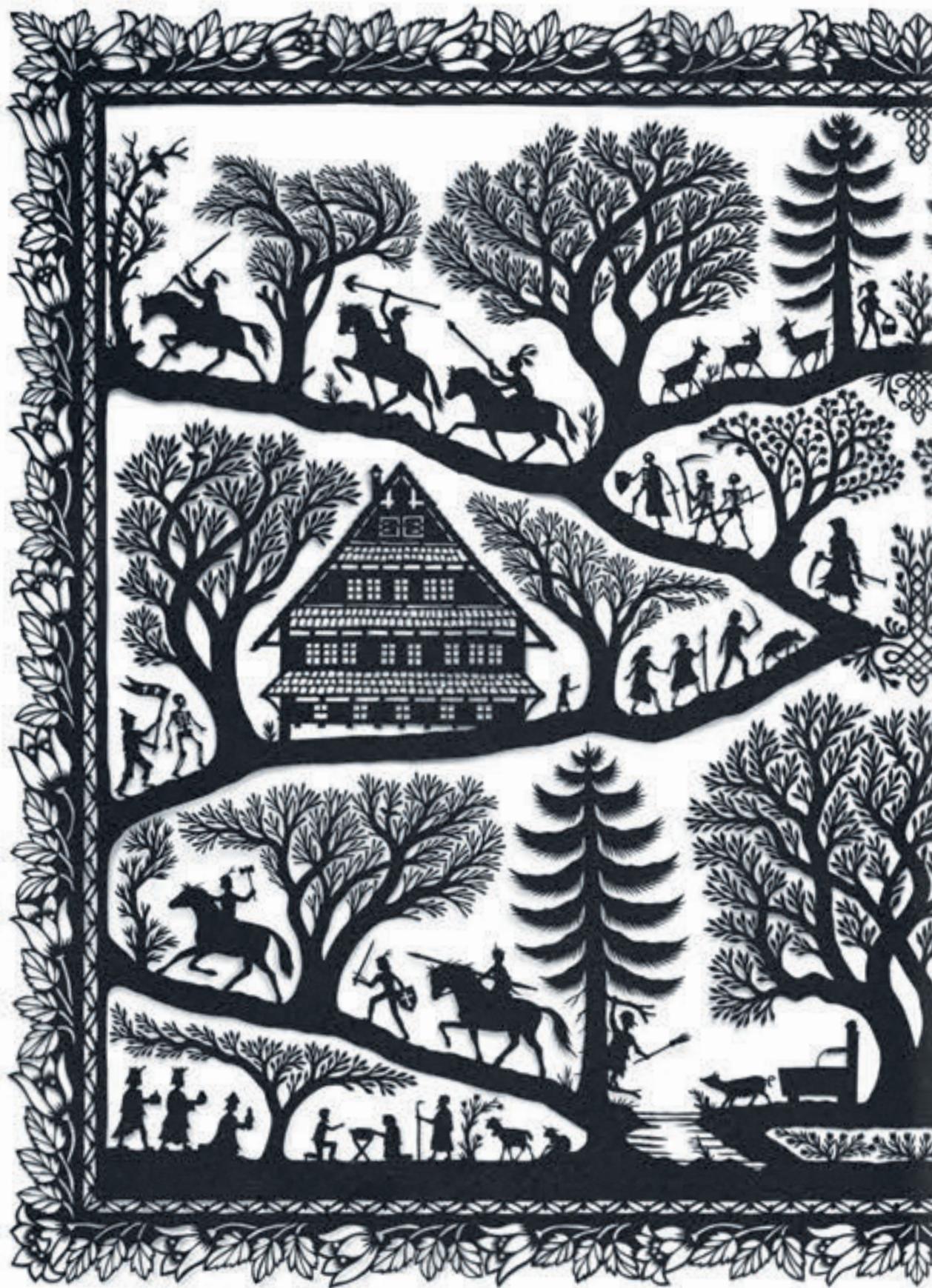
losstürzt. Zum Hintergrund der Sage: Schweine waren zur Zeit des Hexenwesens nicht nur Opfertiere, sie galten einst auch als *Wiederläufer*, das heisst als Menschen, die eines unnatürlichen Todes gestorben waren und keine Ruhe fanden.

Strudeli und Strätteli

In Brunnen stehen für die *Sträggele* die beiden Waldhexen *Strudeli* und *Strätteli* aus dem Wasiwald oberhalb der Axenstrasse. Der Lokalhistoriker und Sammler Felix Donat Kyd (1793-1869) hat eine Sage über diese dämonischen Gestalten aufgezeichnet, verknüpft mit Erinnerungen an einen alten Lärmbrauch: „In Brunnen und seiner Umgebung wurde früher am heiligen Dreikönigsabend und in der darauf folgenden Nacht ein grosser Lärm veranstaltet. Kleine Buben und hernach auch die Männer hielten mit Fackeln und Laternenlicht ihren Umzug. Mit Blashörnern, Treicheln, Rätschen und Geisseln erzeugten sie ein ohrenbetäubendes Gepolter und Getöse. Dieses galt zwei Waldfrauen, den Hexen *Strudeli* und *Strätteli*. Es wird erzählt, dass die christlichen Glaubensboten diesen Unfug nicht zu beseitigen vermochten. Man hatte den Glauben, es gebe wenig Obst, wenn nicht wacker getreichelt und gelärmt werde. Später führten nur noch Knaben im Alter von sieben und acht Jahren den Spektakel durch.“

Wintergeister werden vertrieben

Unverkennbar enthält die Überlieferung aus Brunnen wesentliche Elemente der *Zwölf Nächte*: Jung und Alt versuchen mit ihrem Höllenlärm, den sie bis heute mit bekannten Instrumenten veranstalten, die Dämonen und Hexengestalten zu vertreiben. Im Ursprung steckt dahinter nichts anderes





als die lautstarke Abwehr der Zauberkraft des Bösen, also das Vertreiben der Wintergeister.

Die dunkle Seite dieses Rituals – der *Heidenlärm* aus vorchristlicher Zeit – kann aber auch positiv als Vegetationszauber gedeutet werden, nämlich als das Wiedererwecken der toten Natur. Denn vertrieben wurden die bösen Geister nicht nur in der freien Natur, sondern auch aus den Häusern und Ställen, indem man mit rauchender Kohle um die Gebäude und durch die Räume lief. Man *räukte* (räucherte) tatsächlich die Wohnstätten aus, worauf der Name *Rauchnächte* zurückzuführen ist. Ein Brauch übrigens, der im Kanton Schwyz inzwischen weitgehend verschwunden ist.

Symbolkraft des Greiflet

In der letzten Nacht der *Zwölften* gebärden sich die Geister offenbar besonders wild. Daran erinnert vor allem der alte Schwyzer Lärmbrauch des *Greiflet*, anknüpfend an die Sage vom Höllenlärm gegen die Waldhexen in Brunnen. Noch heute ziehen am Abend des Dreikönigtages in nahezu allen Ortschaften des Alten Landes Schwyz (das ist heute der Bezirk Schwyz) die *Greifler* ins und ums Dorf. Es sind dies bis zu hundert und mehr *Geistle-Chlepfer* und *Trichler* im weissen Hirthemd und mit schwarzer Zipfelmütze, die mit ihren Peitschen und Glocken einen ohrenbetäubenden Lärm verursachen.

In diesem Brauch haben sich noch einige magische Elemente erhalten, obwohl sie heute den Mitwirkenden und Zuschauern kaum mehr bewusst sind. Dazu zählt das dämonenwidrige *Grotzli* in der Hand eines *Greiflers* an der Spitze des Zuges. Denn junge Tannen (*Grotzli*) und Misteln waren schon immer Doppelzeichen – für Abwehr und Schutz, aber ebenso Fruchtbarkeit symbolisierend. Und wenn schliesslich die *Greifler* in Schwyz dreimal den Dorfbrunnen umrunden, so setzen sie nochmals ein dreifaches Zeichen: Sie schützen

durch den Kreis (Ring) symbolisch das Lebenspendende Wasser und bannen damit die Lebensquelle vor schädlichen Einflüssen.

Dazu kommt die vieldeutige Zahl Drei, kann sie doch für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, aber auch für Körper, Seele und Geist oder Himmel, Erde und Unterwelt stehen! Noch vor Jahren umkreisten Jugendliche während des Dreikönigtages mit Viehlocken auch die Obstbäume, „weil es sonst wenig Obst gibt“, wie es schon in der Sage über die Waldhexen *Strudeli* und *Strättli* überliefert ist.

Masken und Possenspiele

Wer die Wintergeister einst nicht durch Lärm zu vertreiben vermochte, der versuchte sich vor ihnen zu verstecken oder sie hinter Masken zu täuschen. Verschiedene Bräuche in der Schweiz zur Zeit der *Zwölf Nächte* haben darin teilweise ihre Wurzeln: Schnabelgeiss, Wildmann, *Tschämeler*, Silvesterklaus oder *Schmutzli* – ja sogar der *Greiflet*. Das „Idiotikon“, das Schweizer Wörterbuch, versteht unter dem tradierten Begriff *Greiffle* ursprünglich eine Maske oder maskierte Person, die im Possenspiel, dem *Greifflet*, Ereignisse des Jahres oder Personen verspottet. Erst später hat sich daraus der Name des heutigen *Greiflet*-Brauchtums entwickelt.

Mit (*g*)*reiffeln* ist überdies ein altbezeugter Fruchtbarkeitsritus verbunden, sollen doch einst am Weihnachts- oder Neujahrsabend die Baumstämme mit Strohseilen (*Reiffen*) umwickelt worden sein. Möglicherweise sollte das rituelle Einwickeln der Bäume den sichtbaren Schutz vor negativen äusseren Einflüssen symbolisieren. Und um 1940 weist Karl Meuli im Zusammenhang mit der lärmigen *Wilden Jagd* auf eine in Morschach überlieferte Art von Katzenmusik hin, die streitsüchtigen Eheleuten dargeboten wurde. Es sei dies zwar keine schwyzerische Sonderheit gewesen, vermerkt der Volkskundler, sondern eine freie Form

eines einst grossen Maskenfestes, indem über das „Reif spielen“ oder „den Reif treiben“ durch lärmenden Spott und öffentliche Rüge Gericht gehalten wurde.

In diesem Sinne wäre heute der *Greiflet* nur noch ein Relikt einer einst vollwertigen Fasnacht. In Schwyz und Brunnen findet dieses Rügerecht nach wie vor im gereimten Spottgespräch, dem *Plöder* (Geplauder), seinen Ausdruck; in Lauerz heisst die ulkige Schnitzelbank *Cheschtäne-Igel*, weil die Stacheln der Kastanienschale die Ereignisse und Personen möglichst spitz treffen sollen!

Beginn der Fasnachtszeit

Und so wären wir mit dem Dreikönigstag, dem Höhepunkt der *Zwölf Nächte*, an der Schwelle zum bevorstehenden närrischen Maskentreiben. Tatsächlich steht Epiphanie im Kanton Schwyz auch für den Beginn der Fasnacht. Nicht umsonst nennt man in den Bezirken Einsiedeln, Höfe und March den Zug der *Treichler* und *Geisselchlepper*, die am Abend des Dreikönigtages gemeinsam durchs Dorf ziehen, *Einscheller*. Vor allem in der March *schellen* (läuten) sie die Fasnacht ein und setzen damit das offizielle Zeichen für den Beginn der bunten Fasnachtszeit. Dieses Fasnachtseinläuten ist jedoch nicht mit dem Fruchtbarkeits-Mythos des *Greiflets* im inneren Kantonsteil verbunden.

Auf ganz andere Art und Weise wird nämlich im Kantonshauptort die Fasnacht „eingeläutet“. Da erhält in der Nacht auf Dreikönige der Pannerherr auf dem Dorfbrunnen unbemerkt eine närrische Bekleidung, und am Nachmittag treffen sich die *Japanesen* zu ihrer Reichsversammlung.

Was Schwyz mit Japan gemein hat? Als 1863 die Schweiz wirtschaftliche und diplomatische Beziehungen mit Japan einleitete, hatten damals die „tollen Brüder“ ihr tragendes Sujet gefunden: die *Japanisierung* der Schweiz – und entsprechend nannte sich die örtliche

Fasnachtsgilde fortan *Japanesengesellschaft Schwyz*. Sie präsentiert seither in der Regel alle fünf Jahre ein aktuell verfasstes *Japanesenspiel*, notabene heute das einzige Fasnachtspiel der Schweiz unter freiem Himmel!

Stellt sich unweigerlich die Frage: Ist dieser Auftakt zur Fasnacht in der Zwölfen der rauen Nächte ein einzigartiger Brauch? Nicht für denjenigen, der über den Tellerrand blickt. Denn kein Geringerer als William Shakespeare hat in seiner 1601 verfassten Komödie „Was ihr wollt“ zweifelsfrei auf die Dreikönigsnacht (Epiphanie) als Abschluss der zwölf Raunächte angespielt. Der Originaltitel lautet nämlich *Twelfth Night* (Die Zwölfte Nacht). Die Erklärung dazu lautet: Zu Shakespeares Zeiten wurde der Beginn der Karnevalszeit bereits mit Maskenspielen gefeiert, in denen die Menschen durch Verkleidung ihre Identität wechselten.

Da irren in Shakespeares Liebeskomödie denn auch vier mögliche Liebespaare auf der Suche nach der wahren Liebe durch den Wald. Sie verstricken sich zunehmend, teils verkleidet, in ein Verwirrspiel von Begehren, Illusion und Sehnsucht – und ein Narr verbreitet während des ganzen Spiels seine tiefsinnig-melancholischen Weltweisheiten!

Zur exakt gleichen Zeit muss es auch im Alten Land von Schwyz vergleichsweise rau und toll zu- und hergegangen sein. Jedenfalls liefern dazu etliche obrigkeitliche Sittenmandate handfeste Belege. So verbot beispielsweise am 18. Dezember 1599 der Rat von Schwyz bei fünf Pfund Busse das Herumlaufen in Narren- und Butzenkleidern sowie „das unordentliche und wüste Wesen des Greifelns“.

Doch noch so viele Gebote und Verbote vermochten weder den lautstarken *Greiflet* noch das wilde Maskentreiben auszumerzen. Im Gegenteil: Diese Bräuche sind lebendiger und vielfältiger denn je, wenn auch „gesitteter“ als ursprünglich. Aber der Schwyzer liebt nun mal die Fasnacht – weil er da mal ganz anders sein kann als sonst. Schwyzer sind eben vielseitig..! 🍷

KANTONESISCHES

MÄNERLI



von Nathalie Henseler



Das „Mänerli“ oder jegliche Art von „Mänel“ war für die Berg- und Talbauern früher ein wichtiger Gehilfe in der Winterzeit. Denn für die Winter im voralpinen Gebiet des Kantons Schwyz suchten die Menschen nach einer geländegängigen Transportlösung.

Zu einer Zeit, wo das Wort „Winterpneu“ noch nicht existierte, wo man im Winter für das Vieh noch auf das im Sommer in den steilsten Planggen gewonnene Wildiheu zurückgriff, löste man das so: Man baute aus Holz einen „Horemänel“, also einen grossen Transportschlitten mit grossen gebogenen Pfulmen, „Hörnern“, an denen man sich festhielt, um zu lenken. Dieser wurde hoch auf die Alpen zu den „Heuschs“ – den Heustadeln – gezogen, mit einem Fuder Heu beladen und dann in halsbrecherischem Tempo zu Tale gebracht. Und weil das offenbar nicht nur Arbeit, sondern auch Spass bereitete, wurde dieses Transportgefährt, das übrigens auch zum Ausbringen von Mist, für Holztransporte und vieles mehr benutzt wurde, zum „Mänerli“ weiterentwickelt. Das „Mänerli“ ist klein, trägt gerade so einen Menschen, ist wendig, schnell und gemeinhin unter dem Begriff ‚Schlitten‘ bekannt.

Die Bezeichnung „Mänerli“ wird vor allem noch in den alpinen Gegenden bis in den Hauptort Schwyz hinein benutzt und dürfte vom schwyzerdeutschen Verb „männer“ abgeleitet sein. „Männer“ heisst soviel wie ‚transportieren‘ und wird hier in einer Nominativbildung benutzt, gepaart mit einer Verkleinerung – deshalb die Endung –li. Beim Mänerli handelt es sich also um den ‚kleinen Transportschlitten‘ im Gegensatz zum grossen ‚Mänel‘, der sich für den Transport von Gütern anbietet. 🇮🇨



*Blick vom Sattellegg auf
die beiden Aubrigs.
FOTO: Stefan Zürrer*

march



*Scherenschnitt
der beiden iGroover:
Dennis Hausammann
(aussen) und Moris
Marchionna (innen)*



DIE ERMÖGLICHER MIT DEM IGROOVE

von Andreas Lukoschik

Der Kanton Schwyz ist immer für eine Überraschung gut. Nicht nur, dass hier sehr spannende Menschen leben und arbeiten. In Schwyz gibt es auch Unternehmen, die hier kaum jemand verorten würde. Im schönen Örtchen Lachen zum Beispiel ein Musikportal mit Serviceleistungen, die die Konkurrenz nicht bietet. iTunes auf schwyzersch? Besser. Warum? Dazu muss man etwas ausholen.

In den guten alten Zeiten des Musikgeschäfts – also bis zum Jahr 2000 – war es so, dass Musiker mit amateurhaft gemachten Probeaufnahmen zu einer Plattenfirma gingen, dort auf Interesse stiessen und dann in die Maschinerie der Musikindustrie übernommen wurden.

Von hochprofessionellen Studioaufnahmen über die Imageberatung, Medienauftritte und Tourplanung bis zur Vorfinanzierung eines aufwändigen Lebensstils und natürlich den Vertrieb deckte die Plattenfirma alles ab, was der Künstler brauchte. Dafür behielt sie 80 Prozent der

Einnahmen pro CD. Soweit die Gepflogenheiten in den analogen Zeiten, und der Vertrieb via Plattenläden weitgehend in den Händen dieser Plattenfirmen lag.

Seitdem hat sich einiges geändert. Die technologische Entwicklung hat die Kosten für hochwertige Studioaufnahmen von Zigtausend auf wenige Hundert reduziert, der Vertrieb analoger Tonträger wurde durch das Internet in die digitale Welt übertragen, so dass die Musik über iPods und iPhones gehört wird. Und so haben sich auch die Anforderungen an junge Musiker geändert.

Wer heute neu anfängt, muss mit der komplett fertigen Musikproduktion in Studioqualität zur Plattenfirma kommen, eine eigene Imagestrategie ausgearbeitet haben, möglichst einen selbst ausgearbeiteten Tourenplan vorbereitet haben und selbstverständlich seine Präsenz im Netz selbst steuern. Hat er diese Hürden genommen, wird er – vielleicht – übernommen. Wobei Plattenfirma und Vertrieb immer noch die alten Abgaben in Höhe von 80 Prozent schlucken. Bei entschieden weniger Leistung.

Der ganze Vertrieb aber – also der Teil, der für das Geldverdienen am wichtigsten ist – liegt fest in der Hand von iTunes. Der ganze Vertrieb? Nein! Eine von unbeugsamen Musikern bevölkerte Website hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten. Das kleine unbeugsame Dorf, in dem sie arbeiten, ist (*siehe oben*) Lachen und auf dem Firmenwappen steht iGroove.



Leider verfügen sie nicht über Asterix' Zaubertrank, aber viel wichtiger (*weil nachhaltig wirksam*) ist: sie kennen das Musikgeschäft in- und auswendig. Denn der Spiritus Rector von iGroove ist Dennis Hausammann (*nein, das ist kein römischer Centurio, sondern die seltene Mischung aus Musiker und IT-Fachmann*). Der ist 29 Jahre jung – und hungrig. Nicht, was den Inhalt seines Magens betrifft, sondern in Bezug auf das, was er erreichen will.

Hausammann will, dass Musiker für ihr Tun gerecht entlohnt werden. Dazu eine konkrete Zahl: Wenn der Song für 1,60 Franken bei iGroove verkauft wird, bekommt der Künstler stolze 1,20 Franken ausbezahlt. Von den restlichen 40 Rappen werden die Mehrwertsteuer, die Transaktionsgebühren der Zahlungssysteme sowie die SUIISA (*Urheberrechte*) bezahlt. Knapp 10 Rappen bekommt iGroove.

Deshalb sollten Kunden bei iGroove kaufen – wenn sie den Künstler schätzen. Wird derselbe Song nämlich via iTunes bezahlt, bekommt der Künstler nur 80 Rappen. iTunes kassiert die Differenz – immerhin 40 Rappen – weil sie mit einem völlig veralteten Wechselkurs rechnen, der Schweizer Künstler so schlecht stellt wie in keinem anderen Land der Welt. Nun wollen wir den Kauf via iGroove nicht gleich zur vaterländischen Tat hochjazzen, aber er sorgt doch dafür, dass in der Eidgenossenschaft überhaupt eine junge Musikerszene erblühen kann.

Trotzdem liefert iGroove die Musik seiner Künstler natürlich auch an iTunes, Spotify, Amazon und wie die Portale sonst heissen, bei denen man Musik im Netz kaufen kann, und wickelt auch dort alle nötigen Prozesse ab.

iGroove ist also so etwas wie ein umgekehrter Trichter: durch die enge Öffnung kommt die Musik ins Netz, durch die grosse Öffnung wird sie verteilt. In voller Breite. Weltweit. Dazu kommt ein Planungssystem für Social Media-Aktivitäten und, und, und. Denn der Musiker steht bei dieser Website eindeutig im Vordergrund. All das unangenehme Zeug, mit dem sich Kreative nur ungern abgeben – zum Beispiel verwaltungstechnische Dinge – nimmt ihnen iGroove ab.

Ist das Gutmenschentum? Nein. Das nennt Dennis Hausammann „Fair Trade“, also

„fairen Handel“. Genauso handeln er und sein iGroove auch – fair. Und rechnet sich das? Ja. Sagt er. Er muss es wissen.

Vor allen Dingen ist dieses System eine fortwährende Motivation für junge Künstler, Neues zu schaffen. Und das ist – bei allen wirtschaftlichen Zielen, die dabei verfolgt werden – auch eine kulturelle Leistung. Egal, wie jemand die Musik findet, die dabei entsteht.

Also alles prima? Mehr als das. Weil auch der Musikhörer etwas davon hat. Gehen Sie mal auf www.igroove.ch und Sie werden es sehen. Vor allen Dingen hören. Und verstehen, weshalb Hausammann und seine Mitstreiter in diesem Jahr den „Swiss E-Commerce Award 2013“ erhalten haben – in der Kategorie „Best Newcomer“.

Die Nutzung ist selbsterklärend – und umwerfend vielfältig. Und: Man kann die meisten Songs ganz bis zum Ende hören. Mit Ausnahme natürlich derjenigen, deren Rechte-Inhaber die Hördauer begrenzt haben. Anyhow: Es soll Kreativen-Büros im Grossraum Zürich geben, bei denen den ganzen Tag über iGroove-Musik läuft. Und auch in Schwyz schallt aus manchem Zimmer junger Menschen Musik *made by iGroove*.

Das Verführerische an dieser Seite ist: iGroove ist so etwas wie Google für Musik. Man gibt bei „Suchen“ den Komponisten oder Interpreten ein, dessen Musik man hören will, und bekommt eine Playlist mit all seiner Musik, die im Netz verfügbar ist. Gratis. Das geht auch mit klassischer oder Ländlervolkemusik. Was man halt mag. Und wenn es dazu ein YouTube-Video gibt, wird das mitgeliefert.

Weitere Serviceleistungen werden vorbereitet, so dass davon ausgegangen werden kann, noch viel von den iGroovies aus Lachen zu hören. Woher stammt nochmal der Satz: „Da werden Ihre Ohren Augen machen!“

Einerlei. Er stimmt einfach.
Sie werden's sehen. Äh ... hören! 🎧

www.igroove.ch



*Da werden Ihre Ohren
Augen machen!*

Vom Etzel auf den
gefrorenen Sihlsee
– und einem Sonnen-
finger auf dem Kloster
Einsiedeln
FOTO: Stefan Zürrer

Einsiedeln







Der Spitzenkoch
Werner Bürgi und
sein Wirtshauschild
mit dem Sihlsee

FÜR DIE
ZUNGE
SEINER
GÄSTE
...



... DIE EIGENE HÄLT ER GERN
IM ZAUM. WEIL ER SIE BEIM
KOCHEN BRAUCHT.

von Andreas Lukoschik

Der Schwyzer hält wenig von vollmundigen Reden. Das Restaurant von Werner Bürgi in Euthal „Burehof“ zu nennen, muss also historische Gründe haben. Denn bäuerlich ist hier nichts. Der Gastraum ist zwar klein – ein gutes Dutzend Gäste können hier *à la Carte* essen –, aber fein eingerichtet. Weisses Leinen auf den Tischen und für den Mund der Gäste. *Bone China* Porzellan für die Speisen. Das schlichte „Werkzeug“ neben den Tellern ist von Berndorf und aus feinem Silber.

Trotzdem sitzen hier zu Mittag auch schon mal Wandersleute (im Sommer) oder Schlittschuhläufer (die kommen im Winter vom nahen Sihlsee), wenn ihnen der Sinn nach klassischer Küche steht. Und die bekommen sie hier nahezu perfekt zubereitet. Warum nahezu perfekt? Weil alles Perfekte tot und leblos ist.

Werner Bürgis Kochkunst aber ist lebendig. Nicht so sehr im Sinne von experimentierfreudig (*was nicht selten übertrieben sein kann* – Stichwort „molekulare Küche“) als vielmehr in seiner Wirkung auf die Seele des Gastes. Man könnte sogar sagen: Er macht keine Speisen für den Leib, sondern solche für den Geist. Die Harmonie seiner Menüs beflügelt die Gedanken, gibt der Zunge feinsinnige Impulse und lässt die Flügel des Geistes spüren. Auch ohne seinen „Hauswein“ – ein 201er »Cure d`Attalens« von Obrist.

Dieser rassige Schweizer Grand Cru aus dem Waadt ist allerdings ein guter Einstieg. Mit seinem leichten Birnenaroma lässt er schon im Vorfeld elegant und spritzig anklängen, was zu einer der Spezialitäten des Hauses gehört: ein selbst gefertigter Birnenhonig.

Interessanterweise meint Werner Bürgi von sich selbst übrigens, er mache „nur eine einfache Küche“. Diese Selbsteinschätzung passt zum Namen des Wirtshauses – „Burehof“. Er hält halt gerne den Ball flach, der Bürgi – was nicht unsympathisch ist. Auf jeden Fall ist dieser „Bauernhof“ dem Gault Millau seit Jahren 17 Punkte wert.

Als Amuse Bouche: Cremige Burata an Tomaten-Carpaccio

Mit welcher Speise sollte jemand bei ihm beginnen, wenn man seine Küche kennenlernen will? Bürgi´s Antwort: „Mit einer Suppe. Wer Suppen gut kann, der kann auch Saucen.“ Damit hat er das Herz des Berichterstatters sogleich gewonnen. Denn gute Saucen können die Wolke sein, auf der die anderen geschmacklichen Genüsse schweben. Aber eins nach dem anderen. Zuerst die Suppe.

Parmesansüppi mit Brotcroutons

Sie erweist sich als harmonische Balance aus der geschmeidigen Cremigkeit gekonnt akzentuierten Rahms mit einem Parmesan, der einem noch während des Essens das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt. Ein vorzüglicher Start.

 **BÜRGIS'S BUREHOF**
Euthalerstr. 29
8844 Euthal
Tel.: 055 412 24 17
www.buergis-burehof.ch

Neben dem weissen Hauswein reicht Verena Kälin, Werner Bürgis bessere Hälfte und die Seele des Service, ein spezielles Wasser – köstlich frisches Bergwasser vom nahen „Chli Aubrig“, das sie mit Sauerstoff anreichern. Ein Wasser, das es im benachbarten bayerischen Kanton unter dem Namen O2 gibt und das nachweislich belebende Wirkung hat. Bei Werner Bürgi heisst dieses *Sauerstoffchen* schlicht und einfach „Aubrigwasser“.

Wie kommt er auf solche Ideen? „Beim Pilzen“, sagt er, „wenn ich meine Ruhe haben will, dann fahre ich mit meinem Subaru raus und suche Pilze. Nur Steinpilze und Eierschwämme. Die anderen lasse ich stehen.“ Das hat den Vorteil, dass er – in der richtigen Jahreszeit – frische Steinpilze anbietet. Heute zum Beispiel.

Frische Steinpilze in Kartoffelstock-Kranz mit Schnittlauch- Beurre-Blanc

Die Steinpilze sind ein Traum – mit Biss und Aroma. Fast wie im Wald genossen. Wäre da nicht auch noch die köstlich aromatische Schnittlauchbutter. Und der Kartoffelstock.

So sollte er immer überall schmecken. Nein, so *muss* er schmecken, wenn Kartoffeln verwendet werden, die so gut sind, dass man sie auch in diesem Zustand noch geniessen will. Und wir hätten noch Mengen davon in ihrer ganzen Frische schmecken wollen. Aber Bürgi findet, seine Portionen dürfen nur so gross sein, dass man gerne noch mehr davon hätte. Weil er indes nicht gleich zu Nouvelle-Cuisine-haften Mikroportionen

neigt, geben wir ihm recht. Spätestens bei diesem Gang macht sich nämlich glückliche Entspannung im Gesicht des Gastes breit.

Zur Begleitung kredenzt uns Verena Kälin jetzt einen „Le Volte“ von Ornellaia aus dem Jahr 2010. Das leichte Bouquet von grünem Gras sowie einem Hauch von Citrus und Pfeffer gibt ihm die vitale Note, die genau richtig ist für unseren Lunch.

Wenn man sich anschaut, welche Qualität Werner Bürgi auf den Teller bringt, dann vergisst man leicht, dass er ganz allein in der Küche steht. Was die *Schweizer Illustrierte* veranlasste über ihn zu schreiben: „Werner Bürgi ist eine Legende unter den Alleinköchen.“ Und der Gault Millau legte nach und urteilte, dass seine Küche „fadengerade und unaufgeregt“ sei. Stimmt. Vielleicht *gerade weil* er allein kocht?

Auch wenn sich Werner Bürgi weniger gern in Worten als in geschmacklichen Assoziationen ausdrückt, so muss er die Frage nach seinen ersten Geschmackserlebnissen erdulden.

„Ich erinnere mich noch sehr gut an die Äplermakronen mit Apfelmus von meiner Mutter. Auch an die Fleischvögel oder den Sonntagsbraten. So war das!“, sagt er in seiner ruhigen Art. Dann schweigt er. Vermutlich schmeckt er sie noch immer. Denn er hat ein ausgezeichnetes Geschmacks-gedächtnis.

Wie wurde er Koch? Nach der Schule konnte er in seinem Heimatort Lungern in Obwalden den Beruf des Schlossers, des Schreiners oder des Metzgers erlernen. Er entschied sich für den Metzger.

The
IMAN
SHOW



Der aber war ihm auf Dauer nicht genug. Er wollte das Fleisch veredeln und verfeinern. So wurde er Koch, ging bei verschiedenen Köchen in die Lehre und kaufte vor 30 Jahren den „Burehof“ – der früher wirklich ein Bauernhof war. Seitdem bezaubert er seine Gäste und ist eindeutig zu einer der ersten Adressen für Gourmets geworden. Es folgt der Hauptgang:

Hirschcotelette an Birnenhonig und Winter- gemüse

Der „Birnenhonig“ ist natürlich kein richtiger Honig, sondern ein durch langes Kochen eingedickter Most – hauptsächlich aus Kaiser-Alexander- und Spalierbirnen – der das Birnenaroma konzentriert auf den Teller bringt. Dazu gibt es Marroni und ein vortreffliches Hirschcotelette vom Metzger Heinzer aus Muotathal, der ihn täglich mit frischem Fleisch beliefert.

Begleitet wird diese feinsinnige Komposition von Claude Debussys „Claire de Lunes“. Gespielt vom E-Klavier. Das heute von alleine ertönt, weil es nicht von einem leibhaftigen

Pianisten gespielt wird. Der kommt öfter des Abends und spielt für die Gäste Besinnliches zum Beispiel zum Jahresausklang.

Werner Bürgi hat das gern. Denn nicht nur in seinen Speisen ist Musik, auch in seiner Kehle. Jeden zweiten Montag trifft er sich deshalb mit 23 Kollegen in Einsiedeln zum Singen. Von Schweizer Volksliedern. Dann üben sie fürs eidgenössische Wirte-Chortreffen, das alle drei Jahre stattfindet. Das hört sich ambitioniert an. Ist es auch. Ein bisschen. Denn wenn Wirte schon mal frei haben, dann wollen sie nach den Proben auch miteinander gut essen und danach noch über dieses und jenes plaudern. Und so machen sie das – die Wirte aus dem Bezirk Einsiedeln, die gern und gut singen.

Zum Abschluss verwöhnen uns Werner Bürgi und Verena Kälin mit einem Traum aus Vanille und ganzen Pflaumenstücken im Blätterteigcroissant – genannt:

Zwetschgen- feuilleté mit Vanilleglacé

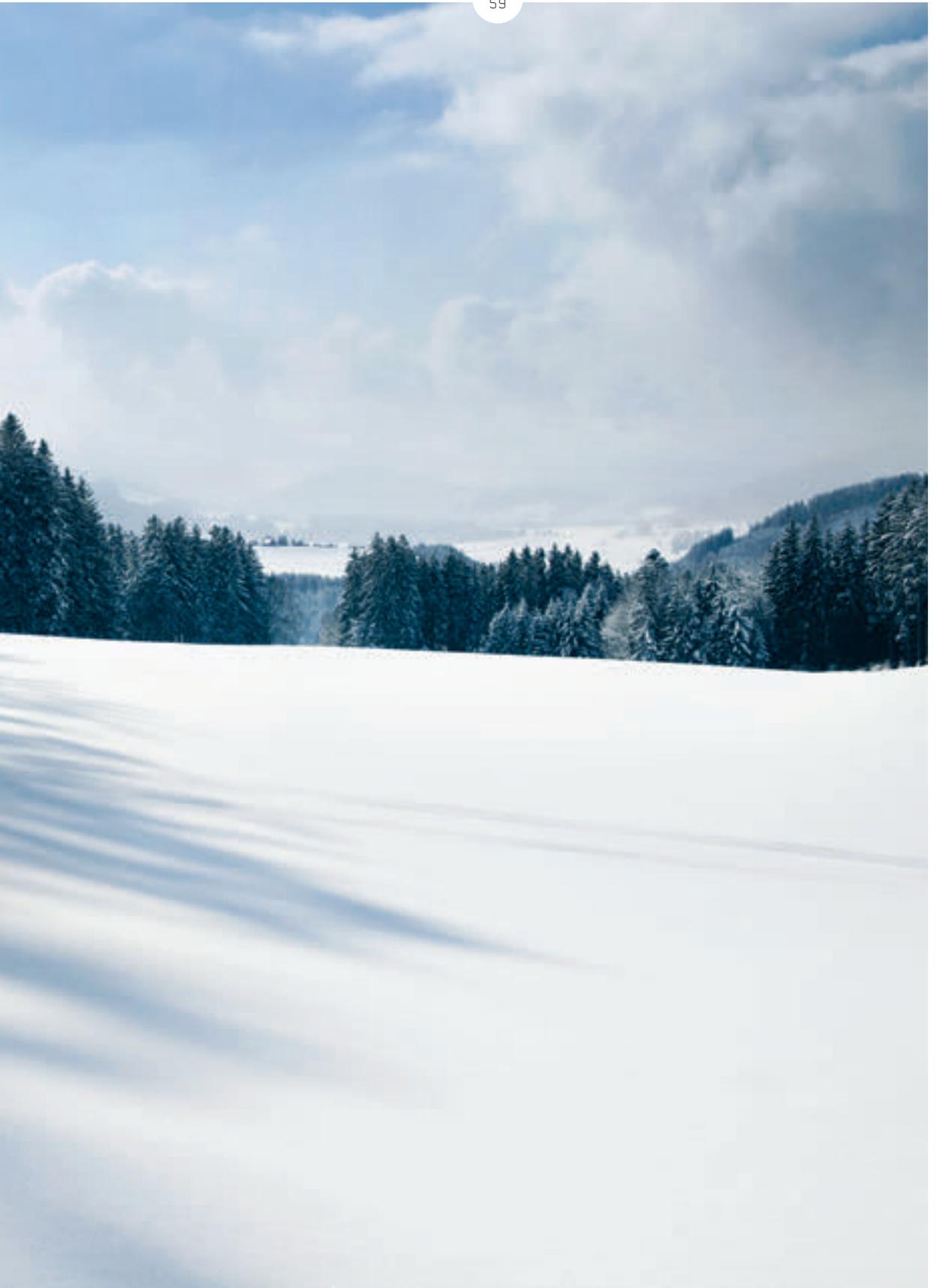
Während die Uhr beim Espresso die Klangfolge des Londoner Big Ben in der Gaststube ertönen lässt, was uns in die Realität zurückholt, nehmen wir uns vor, beim nächsten Besuch das Sauerkrautsüpli zu kosten, danach einen Bärenkrebs und als Hauptgang sein Alplammrückenfilet. Denn auch dafür ist er berühmt. Und für noch vieles, das es bei ihm zu entdecken gibt.

Davon machen seine Gäste reichlich Gebrauch, wobei die meisten vom Zürichseeufer kommen. Es wäre allerdings undankbar, wenn man schon einen so herrlichen „Burehof“ im Kanton hat, ihn den Geniessern von den Ufern des Zürichsees zu überlassen. Oder? 🍷



Chäfe

*Vom Weg auf den Etzel
Richtung Biberbrugg
geschaut
FOTO: Stefan Zürrer*



"NON-LIFE RUN-OFF"

WAS DAS BEDEUTET,
ERKLÄRT MARTIN KAUER,
CEO DER RÜCKVERSICHERUNG
GLACIER RE IN PFÄFFIKON

von Andreas Lukoschik

Versicherungen verkaufen Sicherheit. Klar. Aber ihre Kunden kaufen sie nicht für die Sonnentage des Lebens, sondern für den Fall, dass ein Unwetter aufzieht. An den Sonnentagen verdient die Versicherung gut. Zieht das Unwetter auf – ist das für den Kunden gut, trifft aber bei Versicherungen nicht immer auf die nötige Begeisterung. Denn reich wird (und bleibt) man vom Behalten, nicht vom Ausgeben.

Deshalb betreiben Versicherungen die so genannte Risiko-Diversifikation. Das bedeutet, dass sie nicht nur *einen* Versicherungsnehmer versichern, sondern *viele* – und zwar gegenüber den verschiedensten Risiken. Dahinter steckt folgende Annahme: Es ist unwahrscheinlich, dass es überall zur gleichen Zeit zu ähnlich gelagerten Schäden kommt.

Als weitere Sicherheit gegen das Zahlen versichern sie sich auch selbst – bei einer anderen Versicherung. Die nennt man „Rückversicherung“. Und auch die Rückversicherer betreiben Risiko-Diversifikation. Zum Beispiel, indem sie Fahrzeughaftpflicht-Risiken im Kanton Schwyz ebenso rückversichern wie Tsunami-Risiken in Japan und Transportrisiken in der Luftfahrt.

Eine solche Rückversicherung hat im Kanton Schwyz ihren Sitz, genauer gesagt am Ufer des schönen Zürichsees in Pfäffikon und hört auf den Namen Glacier Re (*ausgesprochen »Glejhscher Ri«*).

Wie es sich für den Kanton Schwyz gehört, ist das keine der üblichen Rückversicherungen, sondern eine mit einem besonderen Geschäftsmodell. Das nennt sich „non-life run-off“. Was „non-life“ bezeichnet, lässt sich noch leicht errahnen – alle Versicherungen, die sich nicht auf das Leben beziehen wie zum Beispiel Lebens- und Krankenversicherungen.

„Run off“ ist dagegen schon etwas komplizierter zu verstehen. Es bedeutet so viel wie „Abwicklung“. Das heisst: Diese Rückversicherungen wickeln ab. Für andere Versicherer, bei denen schon der Schadensfall eingetreten ist. Dabei stellt sich naturgemäss die Frage: Kann denn das rentabel sein? Es kann nicht nur. Es ist.

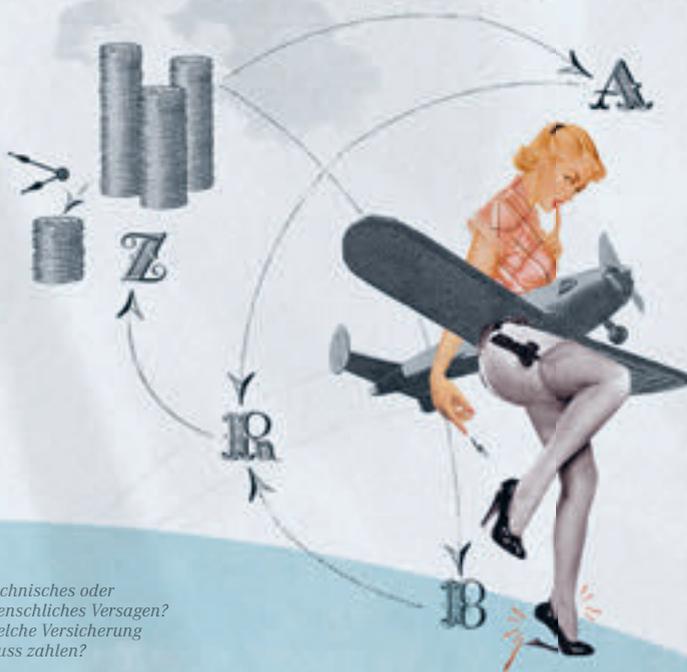


Ein Beispiel: Die Versicherung A hat eine Airline gegen das Risiko eines Absturzes ihrer Flugzeuge versichert, Versicherung B den Flugzeugproduzenten gegen Ansprüche aus der Produkthaftpflicht seiner Flugzeuge. Beide Versicherungen haben – was durchaus üblich ist – ihre entsprechenden Verpflichtungen bei *ein und demselben* Rückversicherer R abgesichert.

Tragischerweise ist nun bei der Airline ein Flugzeugabsturz zu beklagen. Über dem Atlantik. Deshalb muss jetzt an die Geschädigten gezahlt werden – aber welche Versicherung muss zahlen, A oder B? Solange die Unfallursache nicht

sich dabei um einen Schaden von 100 Millionen Dollar, dann ist dabei noch nicht klar, wann wieviel bezahlt werden muss. Sind es die ganzen 100 Millionen? Oder weniger? Erfolgt die Zahlung der Versicherungsleistung in fünf oder in sieben Jahren?

Im nächsten Schritt muss beim Ermitteln der Unfallursache herausgefunden werden, ob es ein menschliches Versagen des Flugzeugführers war (dann wäre die Versicherung A zuständig) oder ob es ein technisches Versagen war – zum Beispiel der Triebwerke (versichert bei der Versicherung B).



bekannt ist – menschliches oder technisches Versagen – bleibt unklar, ob die Fluggesellschaft oder der Flugzeugproduzent bezahlen muss. Dementsprechend ist unklar, welche Versicherungspolice betroffen ist und welcher Versicherer den Schaden zahlen muss.

Für den Rückversicherer sieht dagegen die Lage anders aus. Abhängig von den Details der Rückversicherungspolice weiss er, dass er einen entsprechenden Teil dieses Schadens bezahlen muss – entweder an den Versicherer A oder an den Versicherer B. Nehmen wir an, es handelt

Das findet man naturgemäss nicht durch Lesen im Kaffeesatz heraus, sondern indem die Wrackteile aus dem Atlantik mühsam geborgen werden müssen. Stück für Stück – um sie an Land dann zusammzusetzen, den Flugschreiber auszuwerten und was sonst noch alles unternommen wird, um der Absturzursache auf den Grund zu gehen. Erst wenn die Absturzursache festgestellt ist, können die Schadensansprüche geltend gemacht und die entsprechenden Versicherungsleistungen beansprucht werden.

Entscheidend ist: diese Untersuchung braucht Zeit. Eine Zeit, in der die 100 Millionen beim Rückversicherer R als Schadensrückstellungen samt den gegenüberstehenden Kapitalanlagen in der Bilanz stehen. Das bindet Kapital. Kapital, das auch für die Gewinnung von Neugeschäft investiert werden könnte.

Deshalb geht die Rückversicherung R hin und bittet den Rückversicherer Z, ob er ihm diesen Fall nicht abnimmt. Oder in der Sprache der Rückversicherer, ob er diesen Fall für ihn „abwickelt“.

Dazu bekommt Z die 100 Millionen Dollar von R und einen kleinen Betrag für die Bearbeitungskosten. Dann kümmert sich Rückversicherer R ums Neugeschäft und Rückversicherer Z fokussiert sich auf die Abwicklung.

Nun liegt die Schadensregulierung „Flugzeugabsturz“ also beim Rückversicherer Z. Und dort liegt sie gut. Am liebsten möglichst lange, denn Z arbeitet mit den 100 Millionen von R – und zwar je länger je lieber, weil sich so das Geld vermehrt.

Natürlich geht das nicht immer so glatt wie hier – lehrbuchhaft – geschildert. Aber im Prinzip ist die Arbeit des Rückversicherers Z das Geschäftsmodell der Glacier Re. Sie hat sich spezialisiert auf die Abwicklung („Run-off“) des einst gezeichneten Rückversicherungs-Portefeuilles, mehrheitlich in den Sparten Luftfahrt, Naturkatastrophen, Sach- und Transportversicherungen. Alles „non life“.

Es stellt sich bei der Betrachtung dieses Falles die Vermutung ein, dass das Rückversicherungsgeschäft ein einträgliches Business ist. Das stimmt aber nur sehr bedingt. Warum? Die Antwort vom CEO der Glacier Re, Martin Kauer, verblüfft: „Langfristig ist es heute schwierig in der »Nicht-Leben-Rückversicherung« Geld zu verdienen. Es gibt einerseits starke Konkurrenz, andererseits haben die Risiken in bestimmten Bereichen wie etwa Naturkatastrophen zugenommen. Wenn Sie nach Abzug der Schadensregulierung und aller Kosten auf ein bis zwei Prozent der Versicherungsprämien kommen, dann haben sie als Rückversicherer schon sehr gut gewirtschaftet.“

Ausserdem gibt es eine Handvoll Player wie die Münchner Rück oder die Schweizer Rück, die sich seit 150 Jahren den Markt aufgebaut haben. Die sind in einer Position, die es grundsätzlich anderen Playern schwer macht, dieselben Geschäfte zu denselben Konditionen zeichnen zu können. Wenn sie wie diese beiden seit Jahrzehnten sehr, sehr viel sehr, sehr gut gemacht haben, dann haben sich dort Kundenbeziehungen weltweit etabliert, die enorm stark sind. Denn auch in

unserem Geschäft sind persönliche Beziehungen wie überall in der Geschäftswelt das A und O.“

Diesen Gedanken aufgreifend will der Berichterstatter von Martin Kauer wissen, wo er als Experte zum Thema »Risiko« im Allgemeinen und Besonderen die Risiken in unserer Welt sieht. Liegt es in vermehrten Naturkatastrophen? Oder was meint er?

„Die wirklich grossen Risiken in der westlichen Welt“ sagt er, „liegen ganz woanders als im Transportwesen oder in Naturkatastrophen. Sie sind demografiebezogen und werden – obwohl die Daten seit Jahrzehnten bekannt und zuverlässig sind – von der Politik nicht wirklich angesprochen.“

Sehen Sie, wenn die geburtenstarken Jahrgänge der Baby-Boomer pflegebedürftig werden, dann wird uns das als Gesellschaft vor Probleme stellen, die wir uns heute nicht mal ansatzweise vorstellen können. Um das bereits jetzt abzufedern, stellen sich sehr viele Fragen. Zum Beispiel, ob man bei der Zuwanderung junger Menschen in die Schweiz nicht grosszügiger sein müsste. Um nur eine zu nennen.

In jedem Fall glaube ich aber, dass wir Baby-Boomer – eben weil wir so viele sind – uns unserer politischen Macht sehr viel stärker bewusst sein werden als die ältere Generation von heute. Die Folge wird sein, dass der Generationenvertrag – auf dem ja die AHV beruht – ausgehebelt werden könnte. Deshalb sollte sich schon jetzt jeder selbst um die Altersvorsorge aktiv kümmern. Das wäre mein Rat, wenn Sie ihn von mir hören wollen.“

Das wollen wir. Warum? Weil eine solche Aussage die Grundlage für einen sinnvollen Vorsatz für das neue Jahr sein kann – nämlich sich genau darum zu kümmern: Um seine persönliche Zukunft, die – wenn sie gut läuft – in ein hohes Alter mündet. Was wir allen unseren Lesern wünschen. 🍀

Küssnacht





*Blick von Immensee
über den Zugersee
in Richtung Arth.
FOTO: Stefan Zürrer*



EINZIG ARTIG? „EINZIG“ – JA. ABER NICHT „ARTIG“!

DAS KÜSSNACHTER
„THEATER DUO FISCHBACH“
IST EIN JUWEL IN DER REGION.

von Andreas Lukoschik

Der Berichterstatter ist etwas früher als verabredet zum Termin im Küssnacht-er „Theater Duo Fischbach“ eingetroffen. Peter Freiburghaus (*alias Ernst Fischbach*) ist noch nicht im Haus, wohl aber Jeannette Tanner, die Managerin des Theaters. Wir verkürzen uns die Wartezeit mit einem „Kafi Jeannette“ – das ist ein *Espresso extra forte* – und sie erzählt derweil, wie sie zu ihrem Job im Theater gekommen ist.

„In meinem ersten Leben war ich in den verschiedensten Bereichen tätig. Zuletzt im Hotel- und Tourismusbereich. Bis ich es ziemlich leid war. In der Zeitung sah ich zu diesem Zeitpunkt eine Anzeige ‘Suchen tierliebende Persönlichkeit für

Rückgrat und Herz des
Theaters – Jeannette
Tanner und Peter
Freiburghaus.

zehn Stunden Stall die Woche'. Da habe ich mir gedacht: Ich geh jetzt in den Stall und dann können mir alle mal den Buckel runterrutschen.

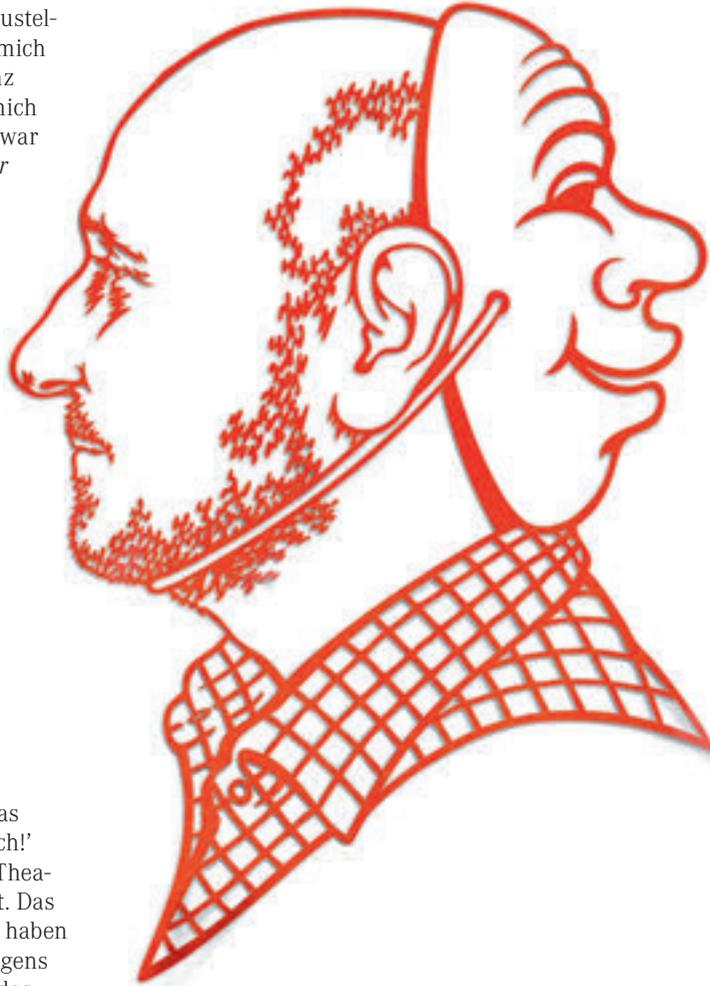
Ich ging also zu der Adresse hin – ich wusste überhaupt nicht, wer das 'Duo Fischbach' ist – und bin fein gestylt wie ich war mit meinem Ledermantel in den Stall, um mich da vorzustellen. In diesem Stall gab es einen Esel, der mich ins Herz geschlossen hatte und immer ganz zärtlich in meinen Ledermantel biss, um mich festzuhalten. Egal, wo ich hinlief, der Esel war immer um mich. Für die Antonia (*Limacher alias Lilian Fischbach*) war das der ausschlaggebende Punkt zu sagen: 'Du bist die Richtige'.

Drei Tage später kommt der Peter zu mir und sagt, dass sie in Küsnacht eine alte Schlosserei hätten – mit einem riesigen Theaterfundus. Sie wollten das nun alles loswerden und aufhören, ob ich das nicht aufräumen und entsorgen könne. Kein Problem. 'Aufräumen' ist mein zweiter Vorname. Also sind wir dahin und haben uns das Ganze mal angeschaut: Es war ein Loch. Chaos pur. Aber ich fand, sie würden etwas falsch machen, wenn sie aufhörten.

Und so habe ich zum Peter gesagt: 'Jetzt habt ihr 25 Jahre für den Namen gekrampft. Warum macht ihr kein Theater daraus?' Da sagte der Peter, dass er sich das immer gewünscht habe, aber das könne er nicht. Da habe ich gesagt: 'Aber ich!' Und dann haben wir in drei Stunden das 'Theater Duo Fischbach' erst mal im Kopf gebaut. Das war im April 2008 – und im September 08 haben wir eröffnet. In dieser Zeit ging's früh morgens in den Stall, danach stellten Peter und ich das Theater auf die Beine. Handeln war angesagt...zum Nachdenken blieb uns keine Zeit!

Das heisst, wir haben einfach abgewogen – was als Schlimmstes passieren könne und was optimal wäre. Mit beidem konnten wir umgehen. Ich war damals total grün hinter den Ohren – aber ich glaube, genau deshalb hat es funktioniert."

Damit könnte Jeannette Tanner recht haben. Denn Quereinsteiger stellen oftmals die richtigen Fragen!



Just in diesem Augenblick – also mit perfektem Timing – betritt ein gut aussehender, locker gekleideter älterer Herr den Raum. Leicht gebräunt, modisch kurze Haare, strahlend vor Lebensfreude. Also so ganz und gar nicht Ernst Fischbach, sondern ganz und gar Peter Freiburghaus. „Grüezi miteinander!“ sagt der und hockt sich zu uns an den Tisch.

Nachdem auch der Peter einen 'Kafi Jeannette' bekommen hat, will der Berichterstatter wissen, wie man es schafft, im Kanton Schwyz die Crème de la Crème der Schweizer Klein- und Grosskunst auftreten zu lassen?

Denkpause. Dann ganz ruhig: „Wir sind seit 40 Jahren im Geschäft. Da kennen wir viele Kollegen. Die kommen gern zu uns ins Theater. Auch Künstler, die normalerweise in viel grösseren Häusern spielen, kommen und treten zu Freundschaftsgagen auf. Sonst könnten wir sie uns gar nicht leisten.“

Zum Beispiel Massimo Rocchi oder Ursus und Nadeschkin. Das ist für uns und das Überleben des Theaters ganz wichtig. Weil sie Publikums-magneten sind. Genau so wichtig war uns aber auch, dass wir bei unserem Theaterpublikum ein

„Wir suchen und finden immer wieder wahre Perlen. Auch wenn sie manchmal noch nicht fertig sind.“

gewisses Vertrauen in unser Programm aufbauen konnten. Sie sollten und sollen wissen: Wer hier laut offiziellem Programm auftritt, ist richtig gut. Jeder. Das war und ist uns sehr wichtig.“

Dieses Fleckchen Erde, das viele unter dem Namen Kanton Schwyz kennen, ist wieder einmal für eine Überraschung gut: Wer einen solchen Glücksfall wie dieses Theater am Reissbrett erschaffen wollte, müsste sehr viel Geld in die Hand nehmen, um ein Duo wie die Fischbachs gezielt anzusiedeln. Aber in Schwyz sind sie einfach von selbst da. Das ist – ganz wörtlich verstanden – mehr als *wunderbar*. Dieser Glücksfall kann gar nicht hoch genug geschätzt werden.

Peter Freiburghaus fährt fort: „Gerade die Newcomer sind uns wichtig, denn die sind die Zukunft. Wir suchen und finden immer wieder wahre Perlen. Auch wenn sie manchmal noch nicht fertig sind.“

Hat er dazu ein Beispiel?

„Klar, 'Veri, der Abwart der Gemeinde Hindermoos', ist ein *sehr* gutes Beispiel. Wir haben ihn vor einigen Jahren in einer ganz kleinen Auf-führung zum ersten Mal gesehen. Und waren fas-ziniert. Gutes Timing, gute Präsenz, super Texte. Aber er hat nicht gewusst, wann er wieder runter von der Bühne gehen sollte. Da spürte man: Er ist noch neu und will alles auf einmal zeigen. Das ist wie bei einer Hochzeit, wenn einer ein Gedicht macht und sich nicht auf drei Strophen beschränkt, sondern 50 vorträgt. Da beginnt man mitzuleiden. Da will man ihn erlösen.“

Ich habe mich mit ihm nach seinem Auftritt lange unterhalten. Er war sehr offen und wollte alles ganz genau wissen. Inzwischen hat er viel an sich gearbeitet, hat ein sehr gutes Manage-ment und ist heute eine Sensation. Bei uns ist er immer in kürzester Zeit ausverkauft.“

Wenn er das so sagt, dann ist zu spüren, weswegen so viele erstklassige Künstler gerne beim 'Duo Fischbach' auftreten: Hier geht es menschlich zu. Das ist in der Theaterwelt nicht selbstverständlich – sondern rar und etwas Besonderes.

Das wissen auch die Gründer des Trägervereins. Eine sehr sympathische Gruppe von Menschen, die viel Humor haben – und die ihre wirtschaftlichen Kontakte nutzen, damit das Theater nicht mehr länger von der Hand in den Mund leben muss, sondern eine gewisse wirtschaftliche Sicherheit erlangt. Denn eines ist klar: Das „Theater Duo Fischbach“ ist nicht nur eine Bereicherung für Küssnacht, sondern ein Standortvorteil. Wo findet sich sonst – ausserhalb der grossen Städte – eine Kleinkunstabühne von diesem Kaliber? Da muss man seeeeeehr lange suchen.

Zurück zum Gespräch. „Gibt es Entdeckungen, die vielversprechend sind wie Veri, der Abwart?“

Als Antwort purzelt von Jeannette und Peter gleich eine ganze Reihe von Namen auf den Tisch, an dem wir sitzen: „Sergio Sardella, Michael Elsener, Frölein Da Capo, Heinz, der Specht, Margrit Bornet, Esther Schaudt.“ Jeder für sich eine ganz eigene Nummer. Einige davon kann man sich

sogar schon im Winterprogramm des „Theater Duo Fischbach“ anschauen.

Wie ist der Mann, der der *Spiritus Rector* dieses Theaters ist, eigentlich zu den Brettern gekommen, die die Welt bedeuten?

„Oh, das war eine merkwürdige Geschichte“ sagt Peter Freiburghaus. „Ich habe Soziologie studiert. Aber das hat mir nicht gefallen. Da traf ich eines Tages eine Kollegin aus der Mittelschule und die erzählte mir, dass sie die Aufnahmeprüfung in die Schauspielschule in Bern machen würde. Da habe ich gedacht, das könnte ich doch auch probieren. Und dann bin ich dorthin. Ich hatte keine Rolle parat. Nichts. Nur zwei kleine Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Heute hätte man damit keinen Erfolg. Aber damals ging das. Und so habe ich diese Gedichte aufgesagt. Dann haben die mit mir noch ein paar Übungen gemacht. Und am Ende haben sie mich aufgenommen.“

Jeannette lacht aus vollem Halse. „Das ist der Hammer, oder? Das musst Du Dir vorstellen – da krampfen andere jahrelang und er kommt mit zwei Gedichtchen und die nehmen ihn.“

„Ja, aber ich wäre kein guter konventioneller Schauspieler geworden. Da hätte ich gar nicht die Nerven dazu. Ich musste meinen eigenen Weg gehen!“ Der ging über das Improvisationstheater, wo er seine Partnerin Antonia Limacher kennenlernte und wo beide das „Duo Fischbach“ entwickelten.

Am Ende hatte aber nicht nur Peter Freiburghaus Glück mit der Aufnahme an die Schauspielschule gehabt. Sondern auch wir, die wir im Zuschauerraum oder am Bildschirm sitzen und ihn als Ernst Fischbach sehen. Wer das übrigens live erleben will, hat im neuen Jahr beste Chancen – am 16. und 17. Januar, 21. Februar und am 29. März. Dann wird das Duo Fischbach mit seinem neuen Programm „Endspurt“ auftreten. Natürlich bei sich zuhause – im „Theater Duo Fischbach“. Später dann geht er mit „Das Zelt“ auf Tournee. 🍷



Das Duo Fischbach hoch zu Ross auf dem Weg zum neuen Programm.

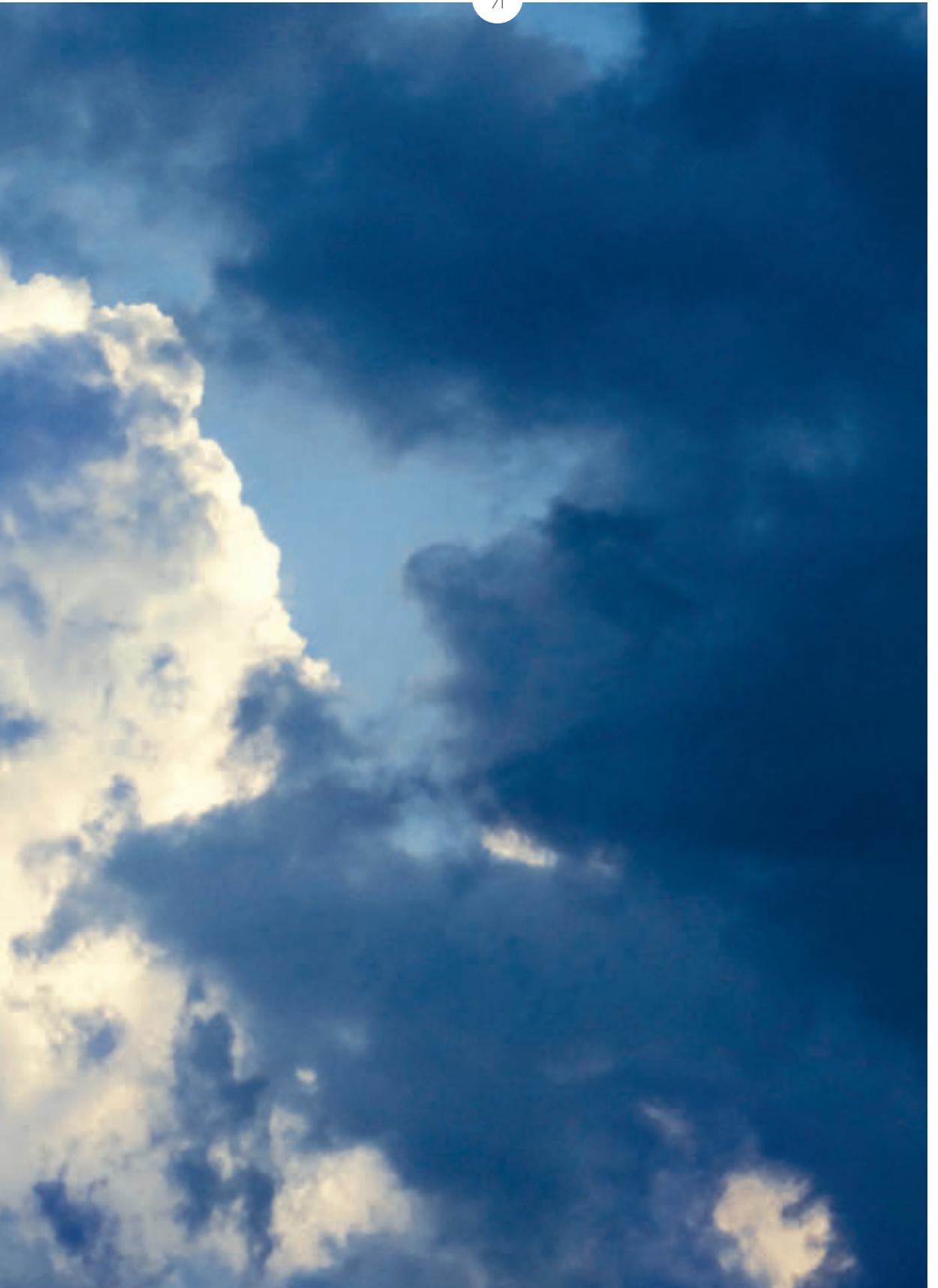
☐ Wer etwas für das „THEATER DUO FISCHBACH“ tun will: Vom 19. bis 21. Dezember wird es eine fabulöse, glamouröse Weihnachtsgala geben – mit feinem Essen und dem Besten aus dem Programm des Jahres 2013.

Wer selbstlos etwas für das Theater tun will: Mit 100 Franken ist man Mitglied im feinen „100er Club“; 600 Franken machen einen zu Onkel oder Tante der Fischbachs; und 2000 Franken gar zu deren Götti oder Gotte.

Und wer mal wieder – oder überhaupt einmal – das aktuelle Programm kennenlernen will, findet es unter: www.duofischbach.ch

Berlin

„Der Himmel
über Berlin“
FOTO: Andreas
Lukoschik





Oberstleutnant der
Reserve Norbert
Stäblein, Chefredaktor
des Y.

DAS ANDERE Y

...WIRD VON DER DEUTSCHEN
BUNDESWEHR HERAUSGEGEBEN.
FÜR IHRE SOLDATEN UND ZIVILEN
ANGEHÖRIGEN.

von *Andreas Lukoschik*

Eigentlich hätte sich sein Chefredaktor, Norbert Stäblein, und ich uns auf der Verleihung des „Best of Corporate Publishing Awards“ im Juni 2013 in Hamburg treffen wollen, aber bei der Veranstaltung herrschte ein solcher Trubel, dass wir den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen haben. Beide nicht.

Deswegen holten wir die Begegnung „Y-Mag trifft Y“ in Berlin nach. Schliesslich passiert es nicht oft, dass zwei Magazine den gleichen Namen tragen. Und dabei so unterschiedlich sind wie diese beiden Zeitschriften. Sind sie das wirklich? Wir werden sehen.

Um 10:00 landete meine Maschine aus Zürich in Berlin Tegel, und um 10:05 trat ich aus der Ankunftshalle heraus und stand dem Oberstleutnant der Reserve, Norbert Stäblein, studierter

Journalist (Spezialbereich Geschichte) und Public-Relations-Fachmann, gegenüber. Und seinem Fahrer – im Tarnanzug (*Modell mitteleuropäischer Mischwald. Die Farbe des Tarnanzugs, nicht der Fahrer*).

Unsere Gäste muss ich prinzipiell selbst am Flughafen Zürich abholen. Allein. Und fahren muss ich auch selbst. Aber wir sind eben eine kleine Schweizer Berg-Guerillatruppe, die heute in der weiten Ebene Berlins der Bundeswehr begegnet. Man könnte auch sagen: „Zwerg-Feldmaus besucht Hauptstadt-Supermaus“ – oder welche Vergleiche einem sonst noch so einfallen.

Auf jeden Fall wurde ich sehr freundlich begrüsst – dankenswerterweise ohne militärische Ehren. Und dann ging es ab in die Julius-Leber-Kaserne. Julius Leber war übrigens ein Widerstandskämpfer im sogenannten Dritten Reich.

Chefredakteur Stäblein hat eigentlich den falschen Namen. „Marschall“ müsste er heissen und ich „Stäblein“, weil er immerhin einer Redaktion von 15 Redaktionsangehörigen vorsteht - vom Redaktor über eine Mediadesignerin bis zum Redaktionssoldat. Das sind ungefähr 15 Mitarbeiter mehr als beim Y-Mag. Aber das „Y“ erscheint auch zehn Mal im Jahr, davon zwei Mal als



„Die Y-Mag´
werde ich jetzt
einrahmen
und hänge sie
in meinem
Arbeitszimmer
auf. Ich finde
die einfach
wunderschön!“



Doppelausgabe in einer Auflage von cirka 50.000 Exemplaren. Da kommt was zusammen. Klar. Zumal es das Leitmedium der internen Kommunikation der Bundeswehr ist, das sich die Aufgabe gestellt hat, die Neuausrichtung der Bundeswehr von der Wehrpflicht- zur Freiwilligenarmee medial zu begleiten.

Wir dagegen wollen zeigen, dass es sich beim Kanton Schwyz um ein lebenswertes Fleckchen Erde handelt – mit lebenswerten Menschen. Aber nicht nur die Themen sind unterschiedlich. Auch die Art und Weise, wie die Ausgaben entstehen, sind unterschiedlich. Ganz unterschiedlich.

Als Norbert Stäblein vom Leiter des Presse- und Informationsstabes des Bundesministeriums der Verteidigung – der übrigens auch der Herausgeber des „Y“ ist – im Oktober 2010 auf die Position des Chefredakteurs berufen wurde, sollte er das Magazin so umbauen, dass es den 220.000 Soldaten der Bundeswehr und ihren 50.000 Zivilangestellten gefällt, ohne gefällig zu sein.

Da sagt sich der „Zivilist“: „Das muss ich mit meinem Y-Mag auch leisten.“ Aber: für unser-eins ist das einfacher. Weil wir nicht militärisch organisiert sind. Stäbleins Truppe schon. Und das hat seine Tücken.

Um denen nicht zu erliegen, hat er seine Redaktion gegen den Strich besetzt. Das Ressort „Streitkräfte“ wird zum Beispiel von einem Zivilisten geleitet. Warum? Erstens, weil Themenfremde andere Fragen stellen und zweitens, weil ein Zivilist in keinem Unterstellungsverhältnis zu einem Militär steht. Andersherum: Stellt ein Militär Fragen, kann ein ranghöherer Militär ihm sagen: „Ich möchte das nicht beantworten. Wegtreten.“ Dann ist das ein Befehl und das Gespräch wäre damit korrekt beendet.

Einem Zivilisten gegenüber funktioniert das nicht. Das wissen die Befragten und antworten. Zum Nutzen des Heftes. So liest man dort zum Beispiel eine Reportage über islamistische Widerstandsgruppen in der syrischen Opposition. Oder einen streckenweise ironischen Beitrag zum MAD (*Achtung: Diesen Namen nicht englisch als „mad“ lesen. Es handelt sich dabei nämlich um den Militärischen Abschirmdienst, den Geheimdienst der Bundeswehr*). Oder einen Bericht über die Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes.

Auf der anderen Seite hat Stäblein das Ressort „360°“ (*O-Ton Stäblein: „Glamour, Glitter, Boulevard“*) mit einem Staboffizier besetzt. „Weil der die Themen ranholen soll, die seine Soldaten interessieren.“ Zum Beispiel ein Interview mit den Vize-Europameisterinnen im Beachvolleyball. Oder ein Tag mit einem „Feuerwerker“ (*das sind diejenigen, die Blindgänger sprengen*). Oder wie man sein Motorrad nach dem Winter wieder fit macht. Oder ein Gespräch mit Formel-1-Fahrer Adrian Sutil.

Aber auch Stäbleins Redaktoren können nicht immer nur über Angenehmes schreiben. Manchmal sind die Themen sehr hart. Dann nämlich, wenn Kameraden verwundet wurden oder gefallen sind. Dann ist es sehr schwierig, nicht zu Wut und Härte aufzurufen, sondern zu Besonnenheit und Ruhe. Herausforderungen, denen sich andere Journalisten nur selten stellen müssen.

Schreibt der Chefredaktor des „Y“ (*wie der des Y-Mag*) denn auch manchmal selbst fürs Blatt? „Ja klar. Themen über Reservisten zum Beispiel. Das ist mein Ressort. Oder wenn ich mit dem Minister nach Afghanistan fliege, dann berichte ich darüber. Aber manchmal denke ich auch über Glossen nach,“ sagt er mit einem Schmunzeln. „So zum Beispiel über die Durchstrukturiertheit unserer Kommunikation. Wenn ich zum Beispiel einen Wagen brauche, dann kann ich nicht einfach zur Bereitschaft gehen und sagen „Ich brauche einen Wagen“, sondern muss erst ein Formular ausfüllen, das ich dem Mann bei der Bereitschaft überreiche, damit der mir dann den Schlüssel geben kann. Über soviel Bürokratie mach ich mir dann schon mal im Magazin Luft. Erfahrungsgemäss geht das am besten, indem man darüber lacht. Das ist bei uns nicht anders als in anderen Unternehmen.“

Das „Y“ kommt bei der Truppe nach Aussagen des Chefredaktors sehr gut an. Nicht zuletzt, weil es recht locker gemacht ist. Auch optisch. Es wirkt ein bisschen wie ein Lifestyle-Magazin für Soldaten – ohne dabei platt zu sein. Es ist mehr ein Hinführen der Soldaten zu den Seiten ihres Berufes und Landes, die schön, manche auch vorbildlich, in jedem Fall aber erhaltenswert sind – oder militärisch ausgedrückt „verteidigungswürdig“. Wie zum Beispiel die Redefreiheit oder auch, dass die Trinkwasserversorgung hoheitliche Aufgabe eines Staates ist und bleiben soll, statt kommerziellen Interessen geopfert zu werden. Aber auch andere Themen kommen darin vor, „solche, die

Berufssoldaten der Bundeswehr in ihren ausländischen Einsatzgebieten begegnen. Nicht selten wissen die Soldaten nach ihrer Rückkehr meistens sehr viel genauer als zuvor, was sie an ihrer Heimat schätzen. Deshalb kommen auch solche Angelegenheiten in unserem Magazin vor“.

Damit sind wir beim Stichwort „Heimat“. Dazu will ich natürlich vom Oberstleutnant wissen, was für ihn „Heimat“ bedeutet. „Auf diese Frage war ich überhaupt nicht gefasst,“ antwortet er ehrlich verduzt. Dann denkt er kurz nach. „Heimat ist für mich die Region, wo ich mich wohlfühle, wo ich mit meiner Familie lebe und wo ich mich einbringen möchte. Heimat ist für mich ein fester Ankerpunkt, wo ich immer wieder hinkommen kann. Das muss nicht da sein, wo ich geboren bin. Ich bin zum Beispiel in Wiesbaden geboren und dort aufgewachsen. Aber meine Heimat ist für mich der Ort in Brandenburg, wo ich jetzt mit meiner Frau lebe. Da kann ich ich sein – und deshalb ist das meine Heimat.“

Das ist bei aller Unterschiedlichkeit der Magazine eine Einstellung, die wir von Herzen teilen können. Nur noch so viel: Zum Abschied sagt Norbert Stäblein noch etwas sehr Schönes über die „Y-Mag“s, die ich ihm als Belegexemplare für seine Story über uns mitgebracht habe: „Die werde ich jetzt einrahmen und hänge sie in meinem Arbeitszimmer auf. Ich finde die einfach wunderschön!“ Danke, Norbert Stäblein, für dieses Kompliment.

Wer hätte gedacht, dass der Urschweizer Kanton Schwyz eines Tages Zugang findet an den Arbeitsplatz eines Oberstleutnants der Reserve aus dem Informationsamt der deutschen Bundeswehr? Ich vermutlich als Letzter. 🇨🇭

 Mehr dazu via
GOOGLE STICHWORTE:

Y
BUNDESWEHR
ZEITUNG

HAUPTSPONSOR



01 PFÄFFIKON



02 WOLLERAU



03 LACHEN



04 EINSIEDELN



05 STEINHAUSEN



06 KÜSSNACHT



07 GOLDAU



08 IBACH-SCHWYZ



09 SCHWYZ

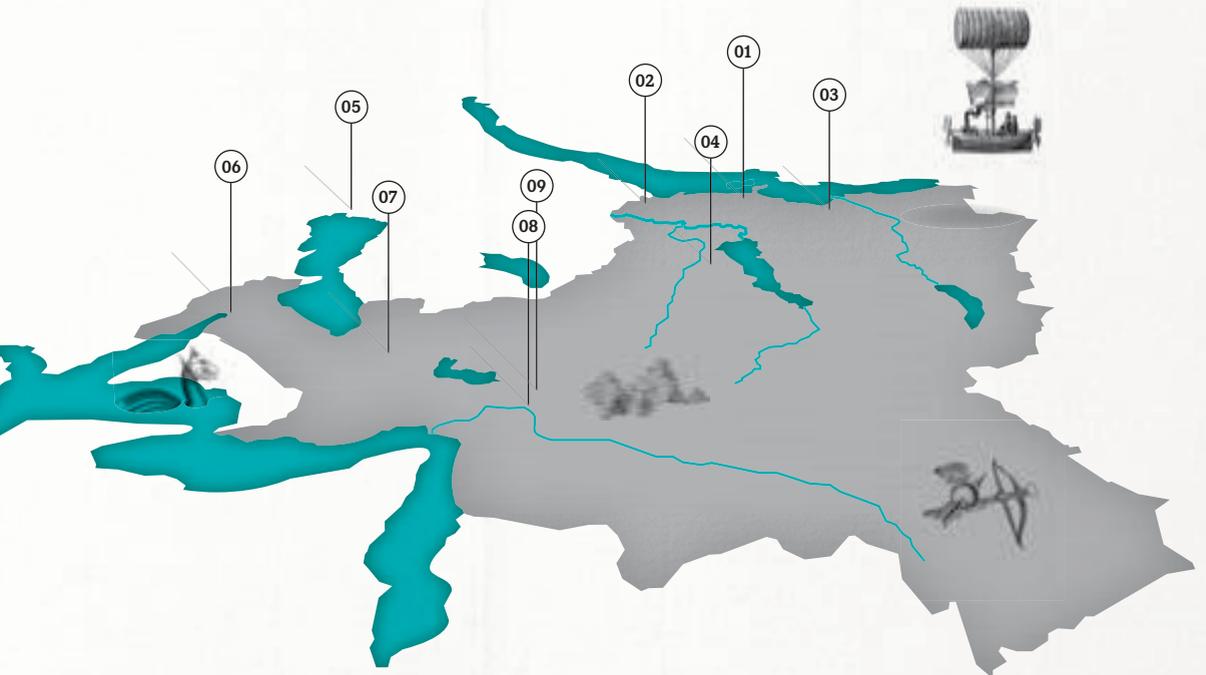
Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONTRACTPLAN AG · Architekten, Bauleiter, Bauingenieur, Baukontrolling · Wollerau | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ETZEL IMMOBILIEN AG · Immobilienvermittlung, -vermietung, Suchservice, Schätzung, Facility Management · Pfäffikon | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | →



W I R D A N K E N



MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen |
PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG ·
Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON
ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND
REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz |
VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |